Book reviews

Autor(en): **Näf, Beat / Huizink, Lies / Naef, Andreas P.**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **53 (1996)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gesnerus 53 (1996) 253–291

Book Reviews

Ancient medicine in its socio-cultural context. Papers read at the Congress held at Leiden University, 13–15 April 1992. Ed. by Ph. J. van der Eijk, H. F. J. Horstmanshoff, P. H. Schrijvers. Amsterdam etc., Rodopi, 1995. 2 vols. (The Wellcome Institute Series in the History of Medicine: Clio Medica, 27–28). Hfl. 105.–; $ 69.50. ISBN 90-5183-525-6; 90-5183-535-3.

Van der Eijk, Horstmanshoff und Schrijvers legen in zwei gut ausgestatteten und ansprechenden Bänden (Fotos, Abbildungen) 36 Beiträge des Kongresses in Leiden 1992 vor, die insgesamt eine ausgezeichnete Einführung in die aktuelle Forschung zur griechisch-römischen Medizin (bis hinein in die frühbyzantinische Zeit) bieten, seien Leserinnen und Leser nun eher an Mentalitäts-, Medizin-, Religions- und Philosophiegeschichte interessiert oder an Archäologie, Philologie sowie spezielleren altertumswissenschaftlichen Fragen wie Epigraphik, Onomastik und Prosopographie. Beraten von einem hochkompetenten Scientific Committee ist eine sinnvolle Auswahl zusammengekommen, die es gestattet, die antike Medizin – wie es die Herausgeber wollten – gewissermassen von aussen in ihren verschiedenen Bezügen zur antiken Welt zu sehen und dabei auch festzustellen, was die moderne Forschung zu sagen hat. Sie ist gegliedert in: 1. Social, institutional and geographical aspects of medical practice, 2. Women, children, and sexuality, 3. Religious and magic attitudes towards disease and healing, 4. Medicine as a science and its relation to philosophy, 5. Linguistic and literary aspects of medical texts, 6. The role of medical themes in literature. Von ihrer Art her sind die verschiedenen Beiträge unterschiedlich und manchmal auch einmal nur für den Spezialisten geschrieben. Die Gestaltung der beiden Bände sorgt aber auch hier für die allgemeine Brauchbarkeit: Alle Aufsätze enthalten kurze Zusammenfassungen und nützliche Bibliographien am Schluss; schliesslich sind sie gesamthaft durch einen Index sowie ein Quellenregister bestens erschlossen.

Beat Näf, Zürich

Aulbers, B. J. M.; Bremer, G. J. (eds.): **De huisarts van toen.** Een historische benadering. Rotterdam, Erasmus, 1995. 188 p. Ill. (Pantaleon reeks, 19). Hfl. 42.50. ISBN 90-5235-086-8.

Als Titel ist «Der Hausarzt von damals» etwas irreführend. Es wird die Entwicklung des Hausarztberufes in Holland unter die Lupe genommen. Die Entwicklung der Institution Hausarzt setzt dort ein mit einer entsprechenden staatsrechtlichen Regelung vor knapp zweihundert Jahren. Seitdem ist auf sozial-politischem, wie auch auf technisch-wissenschaftlichem Gebiet sehr viel passiert, was zu einer stetigen Ände-

rung der Morbidität beigetragen hat. Da der Hausarzt sozusagen an der Front arbeitet, ist dessen Beruf ebenfalls stetig im Umbruch gewesen. Für die Ausbildung heisst das, dass diese tendenziell immer etwas hintennachhinkt. Und da das medizinische Gesamtwissen für den Einzelnen sowieso nicht mehr zu bewältigen ist, wird seit den Jahren 70 immer wieder diskutiert, ob der Hausarztberuf beim heutigen Spezialistenangebot überhaupt noch eine Existenzberechtigung hat.

Auf alle diese Fragen wird in diesem Büchlein eingegangen. Es ist ein Sieben-Autoren-Buch, das thematisch gegliedert ist. Dadurch gibt es immer wieder Überlappungen, was die Gesamtlektüre etwas langweilig macht. Die einzelnen Abhandlungen sind jedoch ausgezeichnet, und als Nachschlagewerk kann das Buch nur empfohlen werden.

Lies Huizink, Zürich

Barfoot, Michael (ed.): **"To ask the Suffrages of the Patrons": Thomas Laycock and the Edinburgh Chair of Medicine, 1855.** London, Wellcome Institute for the History of Medicine, 1995. XV, 226 p. Ill., Portr. (Medical History, Suppl., 15/1995). £ 25.–. ISBN 0-85484-062-1.

Sehr sorgfältig recherchierte Arbeit, in erster Linie von rein lokalem Interesse.

Die Autobiographie von Thomas Laycock beschreibt den Aufstieg aus ärmlichen Verhältnissen als Ladenjunge in der Kleinstadt York zum Professor der Medizin in Edinburgh, voll von Ranküne und Kritik eines «erniedrigenden» Systems, in dem der akademische Kandidat auf das Wohlwollen politischer Laien angewiesen war: Ein interessantes Dokument bezüglich der Beziehung von Politik und Universität im Schottland des 19. Jahrhunderts. Dazu kommt, dass der Kandidat in der Fakultät (wie heute) auf die Unterstützung eines oder mehrerer Professoren gegen den Widerstand anderer angewiesen war. Die definitive Wahl war aber Sache des Town-Council (Stadtrat) von Edinburgh. Deshalb musste Laycock ca. 30 «Town-Councilors» vom Niveau eines «Shopkeepers», Schneiders, Weinhändlers, schriftlich oder persönlich um Unterstützung angehen. Einmal am Ziel während seiner ganzen Laufbahn, und vor allem in seiner Autobiographie, konnte er dann seinem Ärger Luft machen. Laycock war Allgemein-Mediziner psychiatrischer Orientierung, und die vorliegende historische Arbeit ist kaum von medizinischem Interesse, ausser vielleicht der Liste seiner zahlreichen Publikationen: (publish or perish!); psychiatrische Arbeiten, vor allem über «Hysteric», überwiegen. Dabei kommt Laycocks unsympatische und heute kaum zeitgemässe geringschätzige Einstellung dem weiblichen Geschlecht gegenüber zum Ausdruck.

Alles in allem ein Buch von ausschliesslich lokalem und epochegebundenem Interesse.

Andreas P. Naef, Pully

Bauer, Axel (Hrsg.): **Theorie der Medizin.** Dialoge zwischen Grundlagenfächern und Klinik. Heidelberg etc., Barth, 1995. IX, 201 S. Ill. DM/SFr. 68.–. ISBN 3-335-00450-7.

Cet ouvrage collectif propose un ensemble de quatorze conférences données entre 1991 et 1993 à la Faculté de Médecine de Heidelberg. Il est né d'un constat d'absence.

Il n'existe «toujours» pas, en cette fin de millénaire, une médecine théorique et moins encore une théorie globale de la médecine. Tout en s'interrogeant sur leur apport respectif dans une hypothétique théorie de la médecine, divers spécialistes exposent le contenu, les concepts, les méthodes, les développements et parfois les limites de leur champs d'activité. Mais ne nous y trompons pas, l'objectif n'est pas de présenter une métamédecine mais plutôt de promouvoir le dialogue entre les multiples sciences fondamentales et la clinique. Si chaque auteur expose les relations qui existent entre les théories de son domaine et les maladies, rares sont ceux qui soulignent leurs limites et l'interdépendance des parties. Chaque discipline ne fournit que des théories partielles sur la maladie et l'ensemble de l'organisme humain. Aucune, pas même la psychosomatique, prétend à une compréhension globale de l'être malade ou de la maladie. Pourtant chaque auteur reste convaincu que sa discipline est un constituant à part entière d'une théorie de la médecine sans pour autant parvenir à expliciter de quelle théorie il s'agit. Au lieu de rester des modèles, les théories apparaissent davantage comme des barrières entre les disciplines. C'est pour cette raison que nous avons été particulièrement sensible à l'exposé du biométricien N. Victor qui, tout en soulignant l'impossibilité d'évoluer hors de toute théorie, offre par son travail de modélisation un regard critique et non partisan sur les multiples procédés utilisés en médecine. Non seulement il propose un point de vue extérieur sur les fondements même du raisonnement médical, mais il réintroduit également, en partie, la théorie des sciences dans la réflexion théorico-clinique. Il nous paraît important, en tant que clinicien, que la biométrie puisse rester une sorte de «zone neutre» à laquelle tout protagoniste de la médecine doit pouvoir se référer lorsqu'il désire observer et peut-être évaluer la pertinence de sa méthodologie et/ou de ses résultats. Cet ouvrage est donc à la fois ouvert et fermé. Ouvert parce qu'il propose de nombreuses pistes de réflexion concernant les fondements et l'avenir même de cette mosaïque théorico-pratique qu'est la médecine, fermé parce qu'il peut également nous cloisonner dans le discours plein de certitudes lié à chacune des disciplines représentées. Quant à la question d'une théorie de la médecine, nous pensons qu'il est sage de conclure: «die Medizin benötigt also Theorien, damit ist aber nicht gesagt, dass sie eine umfassende Theorie benötigt, und nicht geklärt, ob eine solche existiert» (N. Victor).

René Raggenbass, Martigny

Belzen, J. A. van (ed.): **Zorg voor de ziel.** Een selectie uit de verslagen van het Theologisch-Psychiatrisch Gezelschap, 1945–1953. Rotterdam, Erasmus, 1995. 319 p. (Nieuwe Nederlandse Bijdragen tot de Geschiedenis der Geneeskunde en der Natuurwetenschappen, 51; Pantaleon reeks, 17). Hfl. 47.50. ISBN 90-5235-082-5.

Historical analysis can be done at different levels. This book is definitely at the micro-level. It contains mainly a selection of the minutes of 22 of the meetings of the "Theological-Psychiatric Society", with an introduction by the editor, all in Dutch.

The Society was an informal group of psychiatrists, clergymen (of various Christian religions), founded in 1945 by the Reverend Wuite and the psychiatrist Rümke to discuss issues that were of interest to both "disciplines". 35 meetings have been held in Utrecht, with minutes of 34, and the editor has carefully selected those parts that represent best the discussions on the issues for which the society was founded.

For each meeting, a member or a guest was invited to introduce a particular topic and afterwards a discussion was held among the – usually some 9 – members. A mixture of topics was discussed, among these "sexual" issues such as homosexuality, masturbation and divorce; more religiously oriented questions such as "where is god in psychiatry", "the connection between disease and sin", "towards agreement of clerical views concerning matrimony" or "sacramental therapy".

In his introduction van Belzen warns the reader that the opinions revealed in these discussions are probably not representative: members were only individuals that had been invited to participate, and Rümke, a rather influential psychiatrist, not only in Utrecht but also in other parts of the Netherlands, regularly invited his assistants. The Society was also highly selective in inviting clergymen. Moreover, there are no signs that what was said during these discussions had any direct impact on clinical or pastoral procedures, not even of the members themselves.

This book, rather than a historical micro-analysis, contains a unique piece of data on "borderline discussions" between psychiatrists and priests.

Paul Eling, Nijmegen

Boschung, Urs: **Albrecht von Haller in Göttingen, 1736–1753.** Briefe und Selbstzeugnisse. Ausgewählt, übersetzt und hrsg. von Urs Boschung. Bern etc., Huber, 1995. 112 S. Ill. SFr./DM 34.80. ISBN 3-456-82595-1.

Die ausserordentlich dichte Quellenlage ermöglicht die Präsentation eines weitgefächerten, vielseitigen und lebendigen Bildes von Hallers siebzehn Göttinger Jahren. Unermüdliches Suchen, Experimentieren, Sezieren und Beobachten belegen den Drang des Anatomen und Botanikers zur Vervollkommnung, «denn niemals ist in menschlichen Dingen das Verbessern am Ende». Bei schwankender Gesundheit fehlt gelegentlich «jene Kraft, die Arbeit zum Vergnügen macht». Kaum ein Forschungsergebnis bleibt unpubliziert, Zeichner und Kupferstecher besorgen die Abbildungen. Die junge Göttinger Anatomie wird zum Prototyp eines modernen Universitätsinstituts. Ihr begeisterungsfähiger Begründer bezieht seine Doktoranden in seine Forschungsarbeit ein. Selber Verfasser von Tausenden von Buchbesprechungen zeichnet er das Bild des guten Rezensenten, als Mitgründer und erster Präsident der Königlichen Sozietät der Wissenschaften (heute Akademie der Wissenschaften) zu Göttingen äussert er sich über den Nutzen Gelehrter Gesellschaften. Neben der wissenschaftlichen Arbeit versiegt die poetische Ader des jungen Haller nicht ganz. Fortschritte im Gebrauch der «reineren» deutschen Sprache befruchten Neuausgaben seines Versuchs Schweizerischer Gedichte. Vor allem drückt ihm der Tod seiner über alles geliebten ersten Frau Marianne Wyss die Feder in die Hand. Weiteres häusliches Unglück, immer wiederkehrende Zweifel und Gewissensfragen, das Eingestehen menschlicher Schwäche und Ungenügens schlagen sich in quälenden Selbstzeugnissen nieder. Hallers lebenslanger Wunsch ist die aktive Mitarbeit am politischen Leben seiner Vaterstadt. Den entscheidenden ersten Schritt, die Wahl in den Grossen Rat, schafft er schon von Göttingen aus. Die wissenschaftliche Karriere an der Universität bringt dem Gelehrten Erfüllung, «doch geht der Dienst am Vaterland allem anderen vor». Haller kehrt nach Bern zurück, verzichtet damit auf mancherlei Vorteile für seine wissenschaftliche Arbeit.

Biographische und bibliographische Angaben vervollständigen die ausgezeichnete Kostprobe aus der Werkstatt des unter dem Patronat der Albrecht von Haller-Stiftung der Burgergemeinde Bern stehenden Berner Haller-Projekts. Seit Jahren wird unter der Leitung von Prof. Urs Boschung im Medizinhistorischen Institut der Universität Bern und in der Burgerbibliothek Bern an der kritischen Bestandesaufnahme der Haller-Quellen gearbeitet. Sie wird entscheidende Beiträge zur umfassenden Würdigung von Leben und Werk des grossen Gelehrten bringen.

Hans Haeberli, Bern

Die Technikgeschichte als Vorbild moderner Technik: Agricola-Vorträge Chemnitz 1994. Hrsg. von Werner Kroker. Bochum, Georg-Agricola-Gesellschaft, 1995. 156 S. Ill. (Schriftenreihe der Georg-Agricola-Gesellschaft, 19). DM 28.–. ISBN 3-931730-00-X.

Nach vielen Gedenkfeiern zum 500. Geburtstag von Georgius Agricola (1494–1555) veröffentlicht die G.-Agricola-Gesellschaft zehn Vorträge, die in Chemnitz gehalten wurden. Diese beleuchten umfassend das Werk und die Nachwirkung des «Vaters der Mineralogie» und des «sächsischen Humanisten von europäischer Bedeutung». Viele seiner Gedanken sind auch heute noch bemerkenswert, etwa seine modern anmutenden Hinweise zum Sprachunterricht und insbesondere seine Ausführungen zur Ethik. Die neu auftretende Technik legt ihm die Frage nahe nach deren Beanspruchung von Mensch und Natur. Als Stadtarzt in Joachimsthal kam er aufs engste mit dem dortigen Bergwerksbetrieb in Berührung sowie mit den stets neu aufgefundenen Lagerstätten. Die mit guten Abbildungen bereicherte Schrift belegt die umfassenden Kenntnisse und Einsichten von Agricola und bereitet vielfältige Einsichten in alte und neue Fragen.

Johann Jakob Burckhardt, Zürich

Dinges, Martin; Schlich, Thomas (Hrsg.): **Neue Wege in der Seuchengeschichte.** Stuttgart, Steiner, 1995. 251 S. Ill. (Medizin, Gesellschaft und Geschichte MedGG, Beiheft 6). DM/SFr. 74.–. ISBN 3-515-06692-6.

Zeichnen sich die «Neuen Wege» in der Seuchengeschichte dadurch aus, dass sie mit möglichst komplizierten Ausdrücken gepflastert sind, die einfache Sachverhalte in theoretische Strukturen pressen? Zu dieser Ansicht könnte die Einleitung von Martin Dinges und die – ansonsten gut recherchierte – Studie von Annemarie Kinzelbach verleiten. Doch die weitere Lektüre relativiert, widerlegt sogar diesen Eindruck. Am Beispiel der Leprasimulanten gelingt es Robert Jütte, den Modebegriff «soziale Konstruktion der Krankheit» klar zu umreissen. Dinges beleuchtet in seinen Ausführungen zu Pest und Staat bisher wenig beachtete gesellschaftspolitische Entwicklungen wie den Bedeutungswandel der armen Bevölkerung von der Opferrolle zum Gefahrenpotential oder die fast anachronistische, seuchenbehördlich erzwungene Gleichheit der Bürger. Wie leichtfertig mancherorts mit Quellen umgegangen wird, zeigt Eberhard Wolff am Beispiel des erwünschten Kindstodes und der hierin begründeten Ablehnung der Pockenschutzimpfung auf. Nicht Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben liegen gemäss den hier vorgestellten Dokumenten diesem vorerst abartig er-

scheinenden Wunsch der Eltern zugrunde, sondern primär die existentielle Sorge um die bestehende Familie. Wolff plädiert für eine einfühlsame Interpretationskultur, die auf Verständnis und nicht auf der Suche nach Kuriosem beruht. Mit der «Repräsentation», der bildlichen Darstellung in der Wissenschaftsgeschichte, beschäftigt sich Thomas Schlich. Seine in letzter Konsequenz äusserst provokative Schlussfolgerung lautet, dass ohne die Möglichkeit, Bakterien fotografisch abzubilden, die Bakteriologie wohl kaum in so kurzer Zeit die breite Bevölkerung hätte überzeugen können. Eine Theorie setzt sich, so Schlich, nicht durch, weil sie wahr ist; sie wird vielmehr zur Wahrheit, weil sie sich durchsetzt. Die Autoren Wolfgang U. Eckart und Meike Cordes beschreiben die kolonialpolitische Seuchenprophylaxe in Togo. Zuweilen mit Bestrafungen und Zwangseingriffen, ja sogar mit Konzentrationslagern und Menschenversuchen beabsichtigten deutsche Ärzte zu Beginn des 20. Jahrhunderts, ihre von Misserfolgen geprägten Bekämpfungsstrategien in den tropischen «Schutzgebieten» umzusetzen. Lutz Sauerteig vergleicht in einer erholsam verständlichen Sprache die Vorgehensweise gegen Geschlechtskrankheiten in Deutschland und England bis in die 1940er Jahre. Obwohl der Autor eine solche Vereinfachung ablehnt, erhärtet sich dennoch das Länderklischee eines eher aufgeschlossenen Deutschlands und eines prüden viktorianischen Englands. Eine besonders traurige Rolle spielte die Frauenbewegung, die sich mehrheitlich jeder Liberalisierung der Sexualdiskussion vehement entgegenstellte.

Nicht als Bettlektüre, aber als Ansporn zu Auseinandersetzung und Widerspruch sei dieser Sammelband dem Medizinhistoriker bestens empfohlen.

Iris Ritzmann, Zürich

Dixon, Laurinda S.: **Perilous chastity.** Women and illness in Pre-Enlightenment art and medicine. Ithaca and London, Cornell University Press, 1995. XVI, 297 p. Ill. $ 24.75 (paper); $ 60.50 (cloth). ISBN 0-8014-8215-1 (pbk.); 0-8014-3026-7 (cloth).

Die Originalität und Reichhaltigkeit von Dixons Studie ist einer geläufigen Dissoziation von Medizin und Kunst, Wissenschaftsgeschichte und Kunstgeschichte, Abbild und Abgebildetem zu verdanken. Gerade dem Gegenstand des vorliegenden Buchs – Leyden im 17. Jahrhundert – war diese Dissoziation fremd. Die frühe Neuzeit geht vielmehr von einer Zusammengehörigkeit von bildender und ärztlicher Kunst aus, wie sie in der Figur des Arztes und Evangelisten Lukas verkörpert ist – Lukas, dem es vergönnt war, die Jungfrau mit dem Kinde zu malen. Beide – Künstler und Heilkundige – beherrschen das Mischen, Destillieren und Pulverisieren. Beide bemühen sich um genaue Abbildung des Sichtbaren – die niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts pflegen die Kunst der genauen Beschreibung des konkreten Alltags, und der ganz konkreten Bedingungen ihrer Entstehung – Leyden ist im 17. Jahrhundert europäische Hochburg von klinischer Medizin und Unterricht am Krankenbett. Beide, Kunst und Klinik, reflektieren den Prozess der Abbildung und gehen entsprechend professionell mit Symbolisierung, Simulation und Täuschung um. Auf diesem Hintergrund gewinnen medizinische und künstlerische Darstellung der um die Hysterie zentrierten Frauenleiden als Bilder eines komplexen Bezugssystems zwischen Männern und Frauen, Ärzten und Patientinnen, Körperlichkeit und Symbolisierung fast exemplarische Bedeutung. So verwundert es nicht, dass sowohl Mediziner als auch Maler gerade im Leyden im 17. Jahrhundert sich speziell mit deren Stu-

dium befassten. Zwischen 1625 und 1696 sind in Leyden 32 Dissertationen über den «furor uterinus» erschienen und die typischen zeitgenössischen Bilder von hysterischen und liebeskranken Frauen und ihren Ärzten stammen vorwiegend von Malern, die (wie etwa Gerrit Dou und Jan Steen) in Leyden ausgebildet oder wohnhaft waren.

Dixons Blick auf diese Bilder lässt begreifen, dass Rosen und Katzen da niemals zufällig auftreten, Töpfe und Flaschen für die Gebärmutter stehen und das Pulsnehmen als ein diagnostisches Tasten nach dem «Minne-pols» wie in seiner gestensprachlichen Bedeutung («auxilium fero») lesbar ist. Ein eigenes Kapitel widmet die Autorin dem ebensosehr in Krankheit wie in Liebesglut «entzündeten Uterus». Sorgfältig diskutiert sie die pathogenetische, diagnostische und therapeutische Bedeutung von fusswärmenden Kohlebehältern und verbrannten Bändern, Hering, Zwiebel, Schaukel, Musik und offenem Kleid in seiner verführerisch-therapeutischen Doppelfunktion bei hysterischem Luftmangel. Und so darf man auch das Schillern der Figuren der Kranken (zwischen Krankheit und erotisiert/erotisierendem Weh) und der Arztfiguren (zwischen väterlich-abstinentem Verständnis und schillernder Charlatanerie) als sehr genaue Schilderung dessen ansehen, was sich real sowohl zwischen weiblichem Leiden und ärztlich-männlichem Blick als auch zwischen Malern und Modellen abspielte.

Mit Vergnügen folgt man Dixons sorgfältigem Nachdenken über ihren Gegenstand.

Esther Fischer-Homberger, Bern

Hagelin, Ove: **Kinetic jottings: rare and curious books in the library of the old Royal Central Institute of Gymnastics.** An illustrated and annotated catalogue compiled by Ove Hagelin. Stockholm, Idrottshögskolans Bibliotek, 1995. 192 p. Ill. SKr. 400.– (Bezugsadr.: Hagelin Rare Books, Box 3321, S-103 66 Stockholm, Sweden). ISBN 91-972200-4-5.

1989 erschien in Schweden ein erster Buchkatalog mit seltenen und bibliophilen Werken zur Medizingeschichte (vgl. Gesnerus 47/1990, 381; 49/1992, 251; 51/1994, 148). Nun wird mit dem vierten Band diese gute Tradition fortgeführt und ein weiterer bis anhin verborgener Schatz gehoben.

Das GCI (Kungl. Gymnastiska Central Institutet/Royal Central Institute of Gymnastics) wurde 1813 vom schwedischen «Turnvater» Pehr Henrik Ling gegründet (heute: Idrottshögskolan/Stockholm University College of Physical Education and Sports). In seiner Bibliothek fand sich eine einmalige Sammlung von Werken zur Geschichte von Turnen, Sport und Gymnastik. Wie viele Raritäten in anderen schwedischen Bibliotheken gehen auch die Schätze dieses Instituts grösstenteils auf Schenkungen zurück. Den Hauptteil hier bildet die Sammlung von Carl August Georgii, von dessen Werk «Kinetic Jottings: Miscellaneous extracts from medical literature … illustrating the effects of mechanical agencies in the treatment of diseases» (1808) der Bearbeiter den Titel für diesen Katalog entlehnt hat, weil auch hier (wie bei Georgii) eine bunte Vielfalt von Büchern, alte und neuere, aufgeführt sind.

Thematisch sind Sport und Spiele nur schwach vertreten; um so zahlreicher jedoch sind die Werke über medizinische Gymnastik und Kinesiologie im weitesten Sinne. Da fehlt weder Mercuriales «De arte gymnastica» in der Ausgabe von 1577 – das er-

ste illustrierte Werk zum Thema – noch die früheste gedruckte Schrift über Akrobatik (Tuccaros «Trois dialogues de l'exercice de sauter et voltiger en l'air» (1599); auch Tanz, Fechtkunst und Duelle gehören ins Gebiet der Körperbeherrschung und Bewegung.

Der Katalogbearbeiter, der versierte Antiquar Ove Hagelin, hat auch einige seltene anatomische Atlanten mit aufgenommen und in der gewohnt gekonnten Weise minuziös beschrieben. Die Werke sind in chronologischer Ordnung aufgeführt, ein alphabetisches Autorenregister erschliesst die Sammlung zusätzlich. Zahlreiche prächtige Illustrationen tragen überdies dazu bei, dass man diese nützliche Bibliographie mit Genuss immer wieder gerne konsultiert.

Heidi Seger, Zürich

Goldammer, Kurt (Hrsg.): Theophrast von Hohenheim genannt **Paracelsus.** Theologische und religionsphilosophische Schriften: **Register (Indices)** der Wörter, Begriffe, Namen und Bibelstellen **zu den Bänden IV bis VII** (Auslegungen zum Alten Testament). Stuttgart, Steiner, 1995. 242 S. DM/SFr. 88.–. ISBN 3-515-06482-6.

Die theologischen Paracelsus-Schriften waren lange Zeit ein Stiefkind der Forschung und sind teilwiese erst in den letzten Dezennien aus der handschriftlichen Überlieferung veröffentlicht worden. Noch immer harren, von der Fachwelt sehnlichst erwartet, wichtige Texte ihres Erstdrucks. So kann es als bedeutendes Ereignis dieser Bemühungen gewertet werden, dass nun ein Registerband zu den Bänden IV bis VII (Auslegungen zum Alten Testament) der sogenannten zweiten Abteilung der von Karl Sudhoff konzipierten Paracelsus-Gesamtausgabe greifbar wird. Ein solcher existiert für die erste Abteilung (medizinische, wissenschaftliche und philosophische Schriften) bereits seit 1958. In dem äusserst nützlichen Register wurde der Mannigfaltigkeit der Schreibung, wie sie der frühen Neuzeit eigen ist, befriedigend Rechnung getragen. Es bleibt zu hoffen, dass die Bände I bis III dereinst in der gleichen Weise bearbeitet werden, wobei allerdings zunächst der fehlende erste Band noch zu erscheinen hat.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Lebensverlängerung aus medizinischer, ethischer und rechtlicher Sicht. Deutsche Sektion der Internationalen Juristen-Kommission, Jahrestagung vom 30. September bis 2. Oktober 1994 in Wolfenbüttel. Mit Beiträgen von Paul Fritsche, Wilfried Bottke, Hans-Ludwig Schreiber, Wolfgang Huber. Heidelberg, Müller, cop. 1995. VII, 162 S. Ill. (Rechtsstaat in der Bewährung, 30), DM 78.–; SFr. 74.–. ISBN 3-8114-1796-7.

1994 hielt die Deutsche Sektion der Internationalen Juristen-Kommission ihre Tagung in Wolfenbüttel ab, Thema «Lebensverlängerung aus medizinischer, ethischer und rechtlicher Sicht». Die vier im vorliegenden Sammelband abgedruckten Referate befassen sich mit einem politisch zwar randständigen Thema, der Sache nach aber einem der zentralsten menschlichen Handelns überhaupt, geht es doch ums Nachdenken über Grund und Grenzen menschlicher Handlungsfreiheit angesichts des Todes.

Das erste Referat stammt von Paul Fritsche von der Universität Homburg. Er befasst sich mit den ärztlich-ethischen Aspekten zur Ambivalenz der Lebensverlängerung. Er fordert dazu auf, die «Ambivalenz des Fortschritts» zu überdenken und zeigt auf, dass heute bei vielem weniger mehr sein könnte. Auch hat er sicher Recht, wenn er die Medizin auffordert, nicht unbedingt das technisch Machbare zu tun, sondern zu erkennen, wo ihr Heilauftrag endet und wo sie durch ihr Opponieren gegen den Tod dem Frevel und der Blasphemie verfällt.

Das zweite Referat stammt von Wilfried Bottke. Sein Thema: Strafrechtliche Probleme am Lebensbeginn und am Lebensende. Bestimmungsrecht versus Lebenserhaltung? Dieser gewichtigste Artikel von knapp 100 Seiten ist leider für Mediziner schwer durchgehbar, da er sich einer sehr juristischen Sprache bedient, obwohl gerade bei diesem Thema das interdisziplinäre Gespräch gefordert wäre. Er betont zu Recht das Selbstbestimmungsrecht des Patienten und öffnet sich einem Paradigmenwechsel strafrechtlichen Lebensschutzes, weg von einer rein quantitativ-biologischen Lebenserhaltung hin zu einer, wie er das nennt, personal-qualitativen Lebensbetrachtung.

Hans-Ludwig Schreiber von der Universität Göttingen referiert als Dritter über Behandlungsabbruch und Sterbehilfe. Er diskutiert die von den angloamerikanischen Ländern ausgehende Euthanasiebewegung und meint zu dem wohl umstrittensten Punkt, eine aktive direkte Sterbehilfe, wie sie neu in Holland praktiziert wird, sei weiterhin zu verbieten, mit dem indirekten und passiven Weg sei das Ziel eines menschenwürdigen Sterbens auch zu erreichen.

Schlussendlich Wolfgang Huber, der als Theologe der Universität Heidelberg sich zu den Grenzen des medizinischen Fortschritts aus ethischer Sicht äussert. Würde und Selbstbestimmung des Patienten und Verantwortung der Ärzte sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden, sondern konstruktiv verbunden werden. Es soll ein tragfähiges, ausgewogenes Verhältnis entstehen zwischen der hochtechnisierten Medizin mit all ihren Möglichkeiten und der Ehrfurcht vor dem Leben und der Verantwortung für das Leben.

Gesamthaft gesehen vereinigt das 160 Seiten starke Buch einen guten Einblick in ein immer komplexer und brisanter werdendes Thema.

René Renggli, Basel

Marino, Luigi: **Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770–1820.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1995. 475 S. (Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Band 10). DM 88.–. ISBN 3-525-35840-7.

Was macht eine überragende, ihrer Zeit einen Stempel aufdrückende Universität aus? Nach Luigi Marino reichen dazu weder innovative Forschung noch charismatische Lehre aus, sondern es braucht eine verbindliche geistige Atmosphäre, die über eine akademische Wirksamkeit hinaus politische und kulturelle Weichen zu stellen vermag. Marino findet für diese Haltung Begriffe wie «vorsichtiger Skeptizismus», «Mittelweg», «vorsichtige Kulturpolitik» oder «mit Aufmerksamkeit das Neue betrachten». Den Versuch, die Universität Göttingen in der Sattelzeit von 1770 bis 1820 als historisches Subjekt zu etablieren, unternimmt der Autor in seiner enorm materialreichen Studie, die die überarbeitete und erweiterte Fassung eines bereits 1975 auf

Italienisch publizierten Buches darstellt, neben einer ausführlichen Einleitung in drei grossen Kapiteln; sie gelten der Anthropologie und Naturgeschichte, der Philosophie, und den historischen Wissenschaften. Diese Reihenfolge ist nicht unwichtig, weil sie nahelegt, dass der in Medizin und Naturwissenschaft entwickelte methodische Standard der Lichtenberg, Blumenbach, Loder und eng mit Göttingen assoziierter Männer wie Georg Forster oder Soemmerring zum Leitfaden für die anderen Wissenschaften wurde. Die Rezeption von Modeerscheinungen wie Physiognomik oder Mesmerismus hat nach Marino gezeigt, dass dort eine vorsichtige, anti-spekulative und kritische Untersuchungsweise vorherrschte. Das mag so sein, aber dann hätte auch der offensichtliche Umstand hinterfragt werden müssen, warum die Bedeutung Göttingens nach 1800 rapide absank und andere Universitäten wie Heidelberg, Tübingen, Jena oder Berlin in den Vordergrund traten. Wohin die Göttinger Nüchternheit führte, zeigt das Kapitel über die Philosophie, denn man schien weitgehend damit beschäftigt, die «gefährlichen Neuheiten» und radikalen Positionen der Kantschen Philosophie auf einen gangbaren Mittelweg zurückzuführen. Spätestens hier stellt sich die Frage, ob nicht genau das der Weg in die Mediokrität war. Es entsteht ein erhebliches Missverhältnis zwischen dem immer wieder konstatierten Konservativismus, der skeptischen Zurückhaltung und der überragenden Bedeutung als «erste Universität Europas». Das heisst nicht, dass nur dort, wo das Neue ausprobiert wird, Epoche gemacht wird, aber dann müsste doch deutlicher werden, wie die Beziehung von Innovation und Beharrungstendenz sich in Göttingen im Verhältnis zu anderen bedeutenden Universitäten entwickelte. Auch im dritten Teil, der höchst lesenswerte Passagen zu berühmten Göttinger Disziplinen wie Mythologie, Philologie und Statistik enthält, wird dieses Spannungsverhältnis nicht aufgelöst.

Am Ende kommt der Autor darauf zu sprechen, dass die üblicherweise so hoch bewertete Gründung der Berliner Universität 1810 nicht ohne eine Vorgeschichte zu verstehen und auch nicht auf einen noch so genialen Einzelnen (W. v. Humboldt) zu reduzieren sei. Ohne Zweifel, doch genau diesen dezentralen und vergleichenden Blick hätte man sich auch für das vorliegende Buch gewünscht. Zusammenfassend hinterlässt Marinos Buch einen zwiespältigen Eindruck: es enthält eine Fülle von wertvollen Informationen, aber seinem Anspruch, eine geistes- und wissenschaftsgeschichtliche Erklärung für die Bedeutung Göttingens am Ende der Aufklärung zu geben, wird es nicht gerecht.

Michael Hagner, Berlin

Médecins érudits de Coray à Sigerist. Actes du colloque de Saint-Julien-en-Beaujolais (juin 1994). Textes réunis et édités par Danielle Gourevitch. Paris, De Boccard, 1995. 230 p. Portr. (De l'archéologie à l'histoire). Ffr. 200.–. ISBN 2-7018-0095-1; ISSN 1157-3872.

Ce compte rendu d'un colloque consacré aux médecins érudits est intéressant à plusieurs points de vue. Pour commencer, on sent bien que les auteurs de ces textes sont de fervents défenseurs du latin et grec dans la formation médicale. En fait, selon eux, toute l'*histoire de la médecine* est enracinée dans l'érudition de la culture grecque. En second lieu on apprend à mieux connaître des personnalités presque mythologiques, comme Laennec, Sudhoff ou Sigerist. Ce compte rendu nous conduit du gréco-pari-

sien Coray, du 18e, qui a traduit «Air, Eaux, Lieux» d'Hippocrate avant Littré, par l'intéressante étude de Grmek sur Laennec et le fameux cercle du tragique Daremberg, aux deux grands de l'histoire de la médecine, Sudhoff et Sigerist. Une brève analyse ne peut rendre justice à la foule d'informations et interprétations concernant la tragique figure de Daremberg, le Parisien d'origine allemande, piégé avec ses amis d'outre-Rhin dans l'antagonisme franco-allemand de 1870/71. A mon avis ce sont surtout les révélations sur Sudhoff et Sigerist qui sont intéressantes. Karl Sudhoff, le patriarche de l'histoire de la médecine a fondé et dirigé l'Institut de Leipzig de 1905 à 1925 et, ad interim, en 1933/34. Apparemment il fut plus qu'adapté au régime d'Hitler puisqu'il était membre de la NSDAP, et antisémite. Plus intéressante, la personnalité complexe de son élève Sigerist, professeur de l'institut du Johns Hopkins et considéré comme le père de l'histoire de la médecine. Ce médecin érudit était profondément enraciné dans le philhellénisme de Jakob Burckhardt qui lui avait été transmis à l'«Humanistische Gymnasium» de Zurich. A lire l'analyse de ce colloque, Sigerist, fervent défenseur de la médecine sociale d'une part et de l'élitisme philhellénique romantique d'autre part n'a pas très bien résolu dans ses écrits très volumineux, parfois répétitifs, les contradictions de la société ou des sociétés greques … Une lecture à recommander.

André P. Naef, Pully

Müller, Christian (éd.): **Portraits de psychiatres romands.** Contributions de J.-D. Zbinden, C. Monod, J.-A. Flammer, E. A. H. Barthe et M. Guggisberg. Lausanne, Payot, cop. 1995. 239 p. SFr. 36.80. ISBN 2-601-03139-5.

Das vorliegende Buch stellt einige wichtige Vertreter der Psychiatrie in der welschen Schweiz im 20. Jahrhundert vor. So ihren ersten «Reformator» André Repond; – den berühmten, zum Teil in Paris tätigen Psychoanalytiker, Charles Odier; – den einflussreichen Direktor der psychiatrischen Universitäts-Klinik in Lausanne, Professor Hans Steck (ein gebürtiger Berner) und einige andere (wie Marc-Gustave Richard und Joseph Marc Narcisse Guillerey). Die Beiträge sind als Abschlussarbeiten («Dissertationen») unter Herrn Professor Christian Müller an der Universität Lausanne entstanden. Manche dieser Arbeiten bringen uns zurück in die Pionierphase der heutigen Psychiatrie in den Anfangsjahren des Jahrhunderts: zum Burghölzli von Eugen Bleuler und Carl Gustav Jung, zu den Anfängen des «Mental Health Movement» mit Beers und seinen schweizerischen Verzweigungen bis zu den Nachkriegsjahren und ihrem grossen Enthusiasmus für die Psychoanalyse und der Überschätzung deren möglichen Breitenwirkungen. Charles Odier hat (wie Raymond de Saussure und andere) einen grossen Einfluss auf die Anfänge der Psychoanalyse in Genf und Paris gehabt. Sein Lebenslauf liest sich spannend, auch wenn vielleicht das Kapitel über die Beziehungen mit Jean Piaget, Flournoy und anderen (Spielrein) nicht sehr nuanciert ist und die Darstellung etwas zu schulmässig geriet. Auch der Aufsatz über Hans Steck, den langjährigen «Patron» der Lausanner Psychiatrie, liest sich sehr angenehm. Man gibt sich Rechenschaft darüber, wie sehr damals die schweizerische Psychiatrie in der Vorfront der Entwicklung und des Fortschritts gestanden hat!

Ein schönes, wertvolles Buch, dessen Studium allen in der Romandie, die in diesem Feld tätig sind, empfohlen sei.

André Haynal, Genf

Müller-Tamm, Jutta: **Kunst als Gipfel der Wissenschaft.** Ästhetische und wissenschaftliche Weltaneignung bei Carl Gustav Carus. Berlin etc., de Gruyter, 1995. VI, 254 S. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 1 [235]; zugleich: Diss. phil. der Universität Frankfurt, 1993). DM 152.–. ISBN 3-11-014618-5.

Seit Berna Kirchners massgeblicher Dissertation (Bonn 1962) ist lange keine literaturwissenschaftlich motivierte Untersuchung über Carl Gustav Carus (1789–1869) erschienen, obwohl dessen Kunstästhetik, Psychologie und Medizin in den letzten Jahren bereits wieder auf Interesse gestossen sind (Behler 1993; Graf-Häring 1990; Kümmell-Jebens 1994).

Jutta Müller-Tamms sorgfältig recherchierte Untersuchung schöpft ihre vielfach neuen Interpretationen aus einer detaillierten Kenntnis der thematisch weitverstreuten Veröffentlichungen von Carus, wie auch der Lektüre unveröffentlichter Handschriften aus dem Carus-Nachlass der Sächsischen Landesbibliothek Dresden. Inhaltlich geht die Arbeit über literaturwissenschaftliche Fragestellungen weit hinaus. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Abschnitte zur Psychologie, Psychiatrie und Physiognomik (Kapitel II), während die im Kapitel I.3 und im Kapitel V zu Recht betonte Verwandschaft des *«ästhetisch-wissenschaftlichen Naturdenkens»* (S. 212) von Carus zu Goethes Naturforschung, die Anlehnung an dessen Methode einer *«zarten Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird»* (Goethe 1907, Nr. 565) kaum irgendwo plausibel belegt wird. Bemerkenswert detailliert jedoch werden Carus' Differenzen zur Phrenologie Franz Joseph Galls, die frühe Rezeption der experimentalphysiologischen Arbeiten Pierre Flourens (S. 125), sowie die bedrückenden wissenschaftlichen Fehleinschätzungen seiner überbeanspruchten Ausdruckslehre und Rassenkunde herausgearbeitet (Kapitel II.6). Carus' Programm einer *«Wissenschaft ... in poetischer Verklärung»* (Carus über A. von Humboldt's «Kosmos») wird schliesslich im Kapitel III anhand der *«Briefe über Landschaftsmalerei»* (1835) und der *«Zwölf Briefe über das Erdleben»* (1841) eindringlich untersucht.

Die vorliegende Arbeit macht erneut deutlich, dass die Bewertung verschiedener Teilaspekte im Werk von Carus, charakteristisch für dessen ungewöhnliche Universalität, widersprüchlich verläuft. Während seine psychiatrischen Ansichten nach Jutta Müller-Tamms Auffassung, trotz relativierender Einschränkungen, *«entschieden Position für die somatische Theorie beziehen»* (S. 97), wird Carus zugleich als *«idealistischer Naturphilosoph»* (S. 211) bezeichnet, eine in der Literatur zur Medizin der Romantik vertraute, dennoch aber unzureichend hinterfragte und wenig differenzierte Position (vgl. Mocek 1995, S. 100f.), deren kritische Diskussion der ansonsten philosophisch fundierten Arbeit gut zu Gesicht stünde. Die Auffassung der Malerei und der Naturauffassung von Carus als angeblich *«quasi therapeutische Ableitung seines Leidens im Kunstschaffen»* (S. 186) bedarf unbedingt eines ergänzenden Hinweises auf den stark individualisierenden Charakter der an der Interpretation der Werke und der Lebensgestaltung Goethes geschulten medizinischen Diätetik von Carus. Den nicht immer offenkundigen Widersprüchen dieses besonderen *«Lebenskunstwerkes»* nachzuspüren, ist nicht zuletzt ein kaum zu hoch zu schätzendes Verdienst der Arbeit Jutta Müller-Tamms, beispielhaft belegt in der schönen Wendung: *«Tatsächlich hat Carus vorzugsweise jene eingestürzten Abteien, Leichensteine, Abendröten, Mondscheine und Winterbilder gemalt, die er in den Landschaftsbriefen*

als Ausdruck des Leidens an den Zeitumständen interpretiert und der angestrebten objektiven Erdlebenkunst gegenüberstellt» (S. 186).

Stefan Grosche, Dresden

Naef, Andreas P.: **De la tuberculose à la greffe du cœur, 1940–1990.** Parcours d'un chirurgien. Genève, Médecine et Hygiène, 1995. 101 p. SFr. 24.–. ISBN 2-88049-098-7.

Le prof. A. P. Naef a été chirurgien à Lausanne et à Yverdon. Il est l'auteur de nombreuses publications scientifiques et aussi d'une histoire de la chirurgie thoracique. Il vient d'écrire une autobiographie, qui fera le plaisir de ses nombreux amis et connaissances. Elle sera aussi une lecture pour tous ceux qui s'intéressent à l'histoire de la médecine moderne et particulièrement à l'essor prodigieux de la chirurgie de 1940 à 1990.

En 1946, après une formation chirurgicale de base chez le prof. Decker à Lausanne, A. P. Naef s'embarque pour les Etats-Unis. C'est alors une Amérique victorieuse, à la pointe du progrès dans tous les domaines. Il voit opérer les pionniers de la chirurgie pulmonaire et cardiaque.

A Boston, par exemple, il apprend à intuber la trachée. Ce procédé nouveau permet d'entretenir les narcoses par voie intra-trachéale et transforme les pratiques opératoires. De retour à Lausanne, A. P. Naef sera le premier médecin en Suisse romande à s'y lancer, en 1947. Plus tard, à New-York, il verra le début des résections et anastomoses de bronches. Cette technique lui permettra d'obtenir des résultats exceptionnels dans les résections de trachée. Plus tard encore, à Philadelphie, il apprend à exécuter l'opération du cœur la plus avancée de l'époque, la commissurotomie pour rétrécissement de la valve mitrale. Il pourra, à la suite de cette initiation et avec une équipe compétente, effectuer cette intervention à la clinique de la Source à Lausanne, le 20 août 1951. Ce sera la première opération cardiaque faite en Suisse.

Après son premier séjour aux Etats-Unis, A. P. Naef, fort de l'enseignement américain et de l'expérience qu'il acquiert, devient le spécialiste de la chirurgie thoracique à Lausanne. C'est une époque où la tuberculose est encore très fréquente et où l'on commence à la traiter par une chirurgie pulmonaire radicale. A. P. Naef est reconnu comme le principal chirurgien de la tuberculose et du cancer du poumon en Suisse romande.

En 1964, il est nommé chef du service de chirurgie à l'hôpital d'Yverdon. Marcel Savary, futur professeur d'ORL à Lausanne, le meilleur connaisseur de l'endoscopie et de la pathologie de l'œsophage, le rejoint en 1966. L'hôpital d'Yverdon devient un centre de référence mondial pour le diagnostic et le traitement des maladies œsophagiennes.

Par ses voyages dans le monde entier et surtout aux Etats-Unis, par les relations scientifiques et amicales qu'il entretient, A. P. Naef se tient durant toute sa carrière au courant des derniers progrès de la chirurgie. Il est alors naturel que la Fédération des médecins helvétique (FMH), en 1978, quand la nécessité apparaît d'organiser officiellement la formation continue des médecins diplômés, lui confie cette charge. Il mène à bien cette mission administrative et scientifique avec l'enthousiasme et le réalisme qui le caractérisent.

A. P. Naef a été un acteur tenace et un témoin privilégié des mutations fondamentales de la chirurgie moderne. Sa vie est un exemple d'ambitions légitimes, de har-

diesse et de perspicacité. Son ouvrage, relatant les événements clefs de l'histoire de la chirurgie thoracique suisse, représente avec son index des noms propres et des sujets, un document de référence.

Georges Terrier, Le Crêt-du-Locle

Passie, Torsten: **Phänomenologisch-anthropologische Psychiatrie und Psychologie.** Eine Studie über den «Wengener Kreis»: Binswanger, Minkowski, von Gebsattel, Straus. Hürtgenwald, Pressler, cop. 1995. 256 S. Portr. (Schriften zur Wissenschaftsgeschichte, 13). DM 140.–. ISBN 3-87646-079-4.

Zwischen 1950 und 1965 wurde der «Daseinsanalyse» oder «anthropologischen Psychiatrie» in der Psychiatrie vielfach grundlagenwissenschaftliche Bedeutung zugestanden. Passies Buch geht vier Vätern dieser Bewegung nach, Psychiatern, die alle von 1881–91 geboren und von 1966-76 gestorben sind. Sie haben über Jahrzehnte in Austausch gestanden und sich scherzhaft den «Wengener Kreis» genannt, da sie sich mehrmals in Wengen (Urlaubsort Ludwig Binswangers im Berner Oberland) getroffen haben.

Passie beschreibt nun das daseinsanalytische Bestreben, psychiatrische PatientInnen nicht nach der allfällig angenommenen Ursache ihrer Störungen zu beschreiben, sondern nach ihrer Art, in der Welt zu stehen – indem sie deren «Lebenswelten» (i. S. Husserls) bzw. ihre «Patientenwelten» so genau wie möglich zu erfassen suchen.

Es ist weniger die Unterscheidung etwa von Subjekt und Objekt oder Wahrnehmenden und Wahrgenommenen als deren Zusammenspiel, was die Phänomenologen interessiert – sie geht davon aus, dass menschliches Bewusstsein zum vornherein intersubjektiv angelegt ist. Für sie zentral ist die Art, wie die Beziehungen der Patienten konstruiert sind.

Die «Daseinsanalyse» hat sich teils in Verbindung mit der Psychoanalyse, teils in der Auseinandersetzung mit dieser konstituiert. Sie kritisiert, dass die Freudsche Lehre den Menschen nur «von unten her» begreife und als primär autonomes Individuum auffasse statt als primär gemeinschaftliches, geistbegabtes Wesen. Ausdrücklich bemängelt sie ferner die Geschichtsfremdheit, ja -feindlichkeit der Psychoanalyse – sie selber betrachtet die Historizität als wesentlich zur menschlichen Psyche gehörig.

Die Relevanz des phänomenologisch-anthropologischen Denkens für die Psychotherapie und ihre Geschichte wie für die brisante Frage nach dem Verhältnis von Geschichte und Psyche ist offensichtlich. So wäre es interessant, mehr über seine Entwicklung zu erfahren und Genaueres über den Austausch zwischen der Daseinsanalyse und der Psychoanalyse, die ja (mit ihrer Theorie der Objektbeziehungen, in der Ich-Psychologie und bei der Erweiterung des psychoanalytischen Blicks auf eigene und fremde Gesellschaftssysteme) einige Themen der Phänomenologie aufgenommen hat.

Torsten Passies «als Vergegenwärtigung verstandene historische Bearbeitung» beschränkt sich jedoch auf «Kurzbiographien» seiner vier Gelehrten und auf einige Hinweise auf die Vorläufer und die geistige Umgebung ihres «Kreises». Wie aktuell der phänomenologische Ansatz in unserer Zeit der Informatik und der virtuellen Realitäten ist, arbeitet er kaum heraus. Statt dessen verliert er oft sich ins Referieren

der Texte der von ihm untersuchten Gelehrten, wobei er zuweilen deren unglücklichsten Stil und sprachliche Missgebilde reproduziert (wie S. 179 die «‹Sphäre des absoluten Bewusstseines›, gedacht als fundamentierende Schicht fungierend-leistender Subjektivität»). Solche Ausdrucksweisen spiegeln etwas von der Problematik des begrifflichen Erfassenwollens von «Erleben». Sie sind aber nicht nur nicht das Interessanteste an der phänomenologischen Psychiatrie, sie sind vielmehr zweifellos mitschuld an dem bedauerlichen Umstand, dass die Schriften des «Wengener Kreises» trotz ihrer Bedeutung so sehr in Vergessenheit geraten konnten – woran leider auch dieses Buch kaum viel ändern wird. Esther Fischer-Homberger, Bern

Reckenfelderbäumer, Alfred: **Medizin und Wissenschaftstheorie.** Die Geschichte der Wismuttherapie als wissenschaftshistorische Fallstudie. Husum, Matthiesen, 1995. 207 S. (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 73). DM 69.–. ISBN 3-7868-4073-3.

«Die medizinische Forschung [zeichnet sich] durch eine besonders geringe Neigung zur Reflexion ihres Wissenschaftsverständnisses aus, im Gegensatz z.B. zu [...] Physik oder auch Biologie.» Dieser Satz des Autors bezeichnet die Ausgangslage für das vorliegende Werk. Eine Einleitung von 50 Seiten führt in die Wissenschaftstheorie ein, worin besonders die Ansätze von T. S. Kuhn und L. Fleck sowie der zentrale Begriff des Paradigma betont werden. Auf diesem Hintergrund wird im Rest des Buchs die wechselvolle Geschichte der Wismuttherapie in den vergangenen 200 Jahren nachgezeichnet – ein faszinierendes Stück Medizin- und Medikamentengeschichte. Wismutsalze wurden seit 1786 innerlich gegen Magenleiden verabreicht, dann spezifisch gegen Gastritis und Ulcus ventriculi. Nach einem Höhepunkt um 1850 erfolgte ein Rückgang unter dem Eindruck der Virchowschen Gefässtheorie des Ulcus. Die Berichte über schützende Wismutbeläge auf den lädierten Schleimhautstellen führten zu einem Comeback, doch die im 20. Jahrhundert dominierende Säuretheorie des Ulcus liess die Wismuttherapie weitgehend obsolet werden. Erst die Infektionstheorie nach der Entdeckung von Helicobacter pylori von 1983 führte zu einer Renaissance von Wismut. Dem Autor glückt eine überzeugende Darstellung des widersprüchlichen und irrational-unwissenschaftlichen Wegs eines Arzneimittels durch die Medizingeschichte, eines Arzneimittels, dessen Aufkommen und Verschwinden nicht auf Prüfungen beruhte, sondern auf ätiologischen Theorien. Zunehmende Widersprüche dieser Theorien, verbunden mit den irrationalen, psychologischen und biographischen Anteilen im Forschungsprozess führten dann langsam oder abrupt zu den aufgezeigten Paradigmawechseln. Trotz Druckfehlern, stilistischen Mängeln und dem Fehlen eines Registers eine gedankenreiche und lesenswerte Studie.

Marcel H. Bickel, Bern

Heil und Heilung in den Religionen. Hrsg. von Karl Hoheisel und Hans-Joachim Klimkeit. Wiesbaden, Harrassowitz, 1995. X, 188 S. (Sammlung Harrassowitz). DM 48.–. ISBN 3-447-03619-2.

Eine Ringvorlesung in Bonn war dem Thema Leid, Krankheit und ätiologische Krankheitsmodelle in Volks- und Hochreligionen gewidmet sowie dem Verhältnis

von Heilung im heutigen kurativen Sinn von Beschwerdebeseitigung bzw. Wiederherstellen der Gesundheit und Heil im Sinne von Erlösung, Salvation. In den Volksreligionen ist diese Dichotomie Heilung und Heil noch nicht ausgeprägt. Im Islam sind Elemente der «Prophetenmedizin» und der hippokratischen Humoralpathologie verschmolzen. In China gibt es verschiedene Medizinsysteme, Ahnen- und Orakelkult, schamanismusähnliche Heiler, magische Geistesbeschwörungen. In Indien dominieren das indigene Ayurveda, daneben das arabisch vermittelte hippokratische Yunani. Der Buddha als Heiler bzw. der Bodhisattwa als Heilsvermittler verbinden Kuration und Salvation. Ähnlich ist Christus Heiler (Wunderheiler) und Retter (Soter). Der Blick auf die romantische Medizin beleuchtet manche Charakteristika der mit der New-Age-Woge heran gekommenen holistischen, transpersonalen, spirituellen, esoterischen Angebote, in welcher sich Heilung und Heil in Suggestion und Glaubensheilung archaisch-magisch verbindet. Im Gesundheitsideal der technischen Zivilisation (am Beispiel Altern, Transplantation) wird die Heilsübernahme von der Religion zur Medizin kritisch angemerkt.

Christian Scharfetter, Zürich

Rueb, Franz: **Hexenbrände. Die Schweizergeschichte des Teufelswahns.** Zürich, Weltwoche, 1995. 319 S. Ill. SFr. 37.80; DM 39.80. ISBN 3-85504-158-X.

Das Buch berührt ein dunkles Kapitel der abendländischen Kulturgeschichte. Es wird schwer verständlich bleiben, wie die Massenhysterie des Hexenglaubens die ganze sogenannte zivilisierte Welt erfassen konnte, noch bis spät ins 18. Jahrhundert hinein, das Jahrhundert der Aufklärung, und in ihren Ausläufern sogar bis in die heutige Zeit. Auf eine blosse Vermutung hin, mit dem Teufel im Bunde zu stehen, bei der als Grund eine unbedachte Bemerkung genügen konnte, wurde ein Unschuldiger erfasst und gelangte in die Mühlen der Inquisition, aus der es praktisch kein Entrinnen mehr gab. Wenn das Opfer anfänglich den Vorwurf der Zauberei noch leugnete, so konnte aus ihm unter schwerster Tortur jedes beliebige Geständnis herausgepresst werden. Es folgte der Tod durch Verbrennung, Kinder nicht ausgenommen. Wurde die Folter ohne zu gestehen überstanden, so war der Betreffende sein Leben lang als Krüppel gezeichnet.

Auf Grund des vorhandenen Materials und durch eigene Archivarbeit gelang es dem Autor, ein eindrückliches Gesamtbild der in der Schweiz stattgefundenen Hexenverfolgungen zu entwerfen. Er geht dabei auf die in den verschiedenen Kantonen festgestellten Eigentümlichkeiten ein. Die Fülle der aufgeführten individuellen und doch untereinander ähnlichen Leidensgeschichten und die immer wiederkehrende Schilderung der Foltermethoden mögen den Leser nach fortgeschrittener Lektüre plötzlich aufmerken lassen, wie schnell man sich an das Schreckliche gewöhnen und dieses zur Routine werden kann. Von Spanien und Frankreich herkommend, setzte sich die von den Dominikanern geführte Inquisition zunächst in Lausanne fest und erfasste zuerst die peripheren Gebiete der Schweiz. Überhaupt hatten die Verfolgungen in der von Bern besetzten Waadt am stärksten gewütet. Allein in den Jahren 1591–1680 wurden über 3000 Todesurteile an Hexern und Hexen vollstreckt. Der Wahn machte auch vor der Reformation nicht Halt. Mehrere Aussagen Luthers schürten die Verfolgungen, und Calvins Wüten stand den Dominikanern nicht nach.

Einzig Zwingli, bekannt für seine humanen Bestrebungen, hetzte nicht gegen Zauberer, anders als mehrere seiner Nachfolger im Antistes-Amt, enthielt sich allerdings auch einer Kritik der herrschenden Praxis.

Rueb sucht nach Gründen für diesen Gestalt gewordenen Irrsinn, findet sie in den kollektiven Ängsten in Zeiten der Verunsicherung, im Wunsch, Sündenböcke für Krankheit und Unbill der Umwelt zu finden. So haben die Verfolgungen auch in Zeiten der Pest oder des Hungers besonders stark gewütet. Durch den 1487 erstmals verlegten «Hexenhammer» bekamen die Inquisitoren eine perfide Anleitung zur Hand, durch die sie das Opfer in ein unentrinnbares Netz verstricken konnten. Es war auch dieses Werk, das eine Zuspitzung der Verfolgungen auf die Frau mit sich brachte. Die von Jules Michelet 1862 in seinem Buch «La sorcière» aufgebrachte und in neuerer Zeit in gewissen Kreisen gehegte These, die Hexen seien vorwiegend verfolgte paramedizinisch tätige «weise Frauen» und Hebammen gewesen, widerlegt Rueb auf Grund des vorhandenen Archivmaterials. Nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der Verfolgten gehörten dieser Gattung an.

Abschliessende Kapitel behandeln die letzten in der Schweiz durchgeführten Hexenprozesse, so den besonders gut dokumentierten Prozess um die Hexen von Wasterkingen (Zürich 1701–1703) und natürlich den Prozess um die letzte Hexe Anna Göldin (Glarus 1782). Das Werk erlaubt tiefe Einblicke in die abgründigen Seiten des menschlichen Seins, wie sie immer wieder aufbrechen, und kann jedem als heilsames Mittel empfohlen werden, der die Geschichte vielleicht etwas zu idealisierend sieht.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Schnalke, Thomas (Hrsg.): **Natur im Bild. Anatomie und Botanik in der Sammlung des Nürnberger Arztes Christoph Jacob Trew.** Eine Ausstellung aus Anlass seines 300. Geburtstages, 8. November–10. Dezember 1995. Katalog. Erlangen, Universitätsbibliothek, 1995. 384 S. Ill. (Schriften der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg, 27). ISBN 3-930357-07-0; ISSN 0344-5801.

Der 300. Geburtstag des Nürnberger Arztes, Anatomen und Botanikers Christoph Jacob Trew (1695–1769) war Anlass zu einer grossen Ausstellung der Erlanger Universitätsbibliothek, die innerhalb weniger Wochen so viel Beachtung fand, dass sie entgegen der ursprünglichen Absicht wandern wird und auch noch in den Medizinhistorischen Museen in Bochum und Ingolstadt sowie in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel gezeigt werden soll. Thomas Schnalke, derzeit sicherlich der beste Kenner von Trews Leben und Werk, edierte dazu einen mustergültig konzipierten und hervorragend gedruckten Katalog, der zudem eine Reihe wichtiger Textbeiträge, wie z.B. von Konrad Wickert zur süddeutschen Gartenkultur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, enthält. Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen die bedeutenden Sammlungsbestände, die aus dem Nachlass Trews über Altdorf nach Erlangen gekommen sind. Trew, der am 16. April 1695 in Lauf an der Pegnitz nahe bei Nürnberg als Sohn eines Apothekers geboren wurde, ging nach Abschluss seines Medizinstudiums an der Universität in Altdorf zu Bernard de Jussieu (1699–1777) und Etienne François Geoffroy (1672–1731) nach Paris und hielt sich ein Jahr bei Hermann Boerhaave (1668–1738) in Leiden auf. Mit Albrecht von Haller (1708–1777), der von ihm sagte «ad magnam famam pervenit», stand er lange Jahre

in brieflichem Kontakt. Besondere Verdienste erwarb sich Trew um die Entwicklung Nürnbergs als Zentrum der medizinisch-naturgeschichtlichen Buchproduktion. Er regte nicht nur die Herausgabe wertvoller Handschriften und die Übersetzung ausländischer Werke an, sondern veröffentlichte selbst botanische Atlanten, wie die Plantae selectae (Augsburg 1750–1773), die zu den schönsten illustrierten Büchern des 18. Jahrhunderts gehören. Zur Herstellung der Tafeln beschäftigte er die besten Künstler seiner Zeit. Seiner Sammelleidenschaft ist es zu verdanken, dass mit der Ausstellung «wesentliche Bereiche des gelehrten Lebens der frühen Neuzeit» sichtbar werden und sich die «Frühphase der Aufklärung» in den erhaltenen Beständen des einstigen Museum Trewianum auf der Grundlage eines «einzigartigen Quellenschatzes» exemplarisch dokumentiert werden konnte.

Armin Geus, Marburg

Stuber, Martin; Kraut, Sabine: **Der Marcel Benoist-Preis 1920–1995.** Die Geschichte des eidgenössischen Wissenschaftspreises. Bern, Fondation Marcel Benoist, 1995. 275 S. Ill., Portr. SFr. 60.–. ISBN 3-7165-0953-1.

Die Marcel Benoist-Stiftung ist aus dem Vermächtnis von Marcel Louis Benoist (1864–1918), einem Pariser Anwalt, entstanden. In seinem Testament setzte er die Regierung der «Helvetischen Republik» als Erbin ein, unter der Bedingung, dass aus dem Ertrag dieses Vermögens jährlich ein Preis an einen schweizerischen oder in der Schweiz tätigen Wissenschafter verliehen und dass seiner Lebensgefährtin lebenslänglich eine Jahresrente von Fr. 6000 ausbezahlt würde. 1920 wurde die «Marcel Benoist-Stiftung für die Förderung wissenschaftlicher Forschung» gegründet. In Anlehnung an den Wortlaut des Testaments von Alfred Nobel wollte auch Marcel Benoist «la découverte ou l'étude la plus utile» des vorangehenden Jahres honorieren, und wie im Fall des Nobel-Preises mussten mehr und mehr Arbeiten berücksichtigt werden, die weiter zurücklagen.

Das vorliegende, prächtig ausgestattete Werk, aus Anlass des 75jährigen Bestehens der Stiftung verfasst, enthält neben interessanten und amüsanten geschichtlichen Aperçus Kurzbiographien aller bisherigen Preisträger. Das detailliert geschilderte, sehr sorgfältige Auswahlverfahren macht es verständlich, warum der Preis unter Wissenschaftern ein so hohes Ansehen geniesst.

Jean Lindenmann, Gockhausen-Zürich

Wise, M. Norton (ed.): **The values of precision.** Princeton, Princeton University Press, cop. 1995. VIII, 372 p. Ill. $ 49.50; £ 35.–. ISBN 0-691-03759-0.

Der vorliegende Band enthält die überarbeiteten Beiträge der Autoren des «Princeton Workshops in the History of Science» 1991/92 zum Thema «Values of Precision», ein Thema, das in der Wissenschaftsgeschichte wohl noch nie in dieser Breite und Ausführlichkeit dargestellt worden ist. Obwohl keine irgendwie erschöpfende Behandlung des Themas angestrebt werden konnte, ist hier doch eine überaus reichhaltige und sehr vielseitige Kollektion von Arbeiten zustande gekommen, da jede von ihnen das Thema wieder von einer anderen Seite her anpackt und von anderen Gesichts-

punkten aus beleuchtet. Dazu einige Stichworte: Determinations of Populations in the Ancien Régime – The Political Economy of the Metric System in France – Precision of Measurement and Precision of Reasoning in Late Eighteenth-Century Chemistry – Precision: Agent of Unity and Product of Agreement – The Exact Sensibility in Early Nineteenth-Century Germany – Accurate Measurement Is an English Science – Early Victorian Insurance and the Politics of Calculation – Helmholtz and the Graphical Method in Physiology – Constructing and Deconstructing the Precision of the Victorian Electrical Engineer's Ammeter and Voltmeter – Henry Rowland, the Concave Diffraction Grating, and the Analysis of Light – What's Exact about the Exact Sciences? Gemeinsam ist allen diesen Beiträgen der Versuch, zur Antwort auf die Frage beizutragen, wieso und wie Genauigkeit und Präzision in unserer westlichen Kultur so wichtig geworden ist. Dabei zeigen sich immer wieder interessante und bisher kaum beachtete Zusammenhänge zwischen Präzision und Genauigkeit, wie sie in den Naturwissenschaften gesucht wird, und entsprechenden Forderungen im sozialen, politischen, ökonomischen und technologischen, also ganz allgemein im kulturellen Umfeld. – Mehrere Beiträge stammen vom Herausgeber M. Norton Wise selbst, die übrigen von Ken Alder, Jan Golinski, Graeme J. N. Gooday, Frederic L. Holmes, Kathryn M. Olesko, Theodore M. Porter, Andrea Rusnock, Simon Schaffer, Georg Sweetnam, Andrew Warwick.

Robert Ineichen, Marly

Wiesing, Urban: **Kunst oder Wissenschaft?** Konzeptionen der Medizin in der deutschen Romantik. Stuttgart-Bad Cannstatt, frommann-holzboog, 1995. 365 S. (Medizin und Philosophie, 1; zugleich: Habilitationsschrift der Universität Münster). DM 78.–. ISBN 3-7728-1634-7.

Die Aktualität heilkundlicher Anschauungen zur Zeit der Romantik für die naturwissenschaftliche Medizin basiert nicht zuletzt auf den zum Teil bemerkenswerten Beiträgen «romantischer» Ärzte zu einer Theorie der Heilkunde als *«Inbegriff von Wissenschaft und Kunst»* (A. E. Kessler, 1807). Die jüngere Medizingeschichte, im Gegensatz zur positivistischen Fortschrittsgeschichtsschreibung auch neuerer Lehrbücher, bemüht sich längst, mit dem noch immer tradierten Vorurteil einer erfahrungsblinden, spekulativen «romantischen» Medizin aufzuräumen. Thomas Lenarz begründet mit seiner Dissertation *«Heilkunde im 19. Jahrhundert zwischen Wissenschaft und Kunst»* (Heidelberg 1986) das erneute historische Interesse an der traditionsreichen Fragestellung, ob die Medizin eine Kunst oder eine Wissenschaft sei.

Die Habilitationsschrift Urban Wiesings greift diese bislang kaum beachtete, zentrale medizintheoretische Fragestellung mit einer systematischen, ideengeschichtlich orientierten Übersicht, zunächst für die frühromantische Zeitspanne zwischen 1795 und 1809, auf. Neben drei grossen Strömungen der zeitgenössischen Heilkunde, den *«Empirikern und Eklektikern»* (Hufeland, Wilmans), den *«Kantianern»* (Schmid, Erhard) und den *«naturphilosophischen Ärzten»* im Gefolge Schellings (Troxler, Kilian, Kessler, Walther) werden der eigenständige Entwurf der *«Jatrotechnik»* Andreas Röschlaubs, ein *«geläuterter Empirismus»* der frühen Schriften Johann Christian Reils und die an der Wissenschaftslehre Fichtes orientierte Medizin Carl August Eschenmayers knapp und profund dargestellt. Anhand dieser historischen Konzepte wird eindrücklich vorgeführt, daß die philosophische Grundlage der Medizin, insbeson-

dere die Auffassung ihres Verhältnisses zu Wissenschaft und Kunst, *«weitreichende Konsequenzen erwirkt: Sie prägt die Ausbildung zum Arzt, sie beeinflußt die Lehr- und Lernbarkeit; ... sie berührt Fragen der Ethik, der Methode und der Einheit der Medizin schlechthin»* (S. 15).

Ein Epilog zu dieser umfassenden, zweifellos wegweisenden Untersuchung betrachtet die Implikationen heilkünstlerischer Konzepte der Romantik für die moderne Diskussion einer Medizin zwischen Naturwissenschaft und Kunst. Die einzigartige Stellung der Medizin zwischen angewandter Naturwissenschaft und patientenorientierter Heilkunde, die schon von Carl Arnold Wilmans (1799) bemerkte Abwesenheit eines naturwissenschaftlichen Krankheitsbegriffes und die notwendige Ergänzung ärztlichen Handelns durch ausserhalb der Naturwissenschaften liegende Elemente, die eine Überbrückung der Kluft zwischen statistisch-generalisierender Erkenntnis und der individualisierten, patientenorientierten Handlung ermöglichen können, wird in diesem abschliessenden Kapitel sehr subtil beschrieben. Inwieweit typische Charakteristika der Kunst (Lehrer-Schüler-Verhältnis, Ungewissheit des Ergebnisses, Einmaligkeit des Werkes, Kluft zwischen Konzeption und Realisation etc.) trotz zahlreicher schematischer, naturwissenschaftlich begründeter Therapieentscheidungen womöglich entscheidende Konstituenten ärztlichen Handelns darstellen, kann gewiss ein Thema weiterer Untersuchungen darstellen, wird jedoch im Kapitel *«Der Arzt als Genie und Künstler»* (S. 312f.) bereits konzipiert. Einer modernen, wissenschaftlich hinterfragten «medizinischen Kunst» könnte daher die ohnehin klinisch stets gegenwärtige Frage, *«wie Wissen in Handlung umzusetzen sei»* (Wieland 1983), erneut zum Gegenstand von Forschung und Lehre werden.

Stefan Grosche, Dresden

Windemuth, Marie-Louise: **Das Hospital als Träger der Armenfürsorge im Mittelalter.** Stuttgart, Steiner, 1995. 164 S. Ill. (Sudhoffs Archiv, Beiheft 36). DM/SFr. 66.–. ISBN 3-515-06578-4.

Die Arbeit versucht das Hospital in seiner Entwicklung als den Träger der Armenfürsorge während der tausendjährigen Geschichte des Mittelalters zu charakterisieren. Dabei geht es weniger um wirtschaftliche oder rechtliche Aspekte, sondern um dessen *«Leistung [...] und die Anstrengung, die es unternahm, um die verschiedenen Formen der Armut zu lindern»*. Es beginnt mit den Anfängen der Zuwendung zu den Armen in apostolischer Zeit, in der sich der Grundgedanke der christlichen Caritas festigt, der fürs ganze Mittelalter tragend bleiben wird. Die folgenden Kapitel widmen sich der Armenfürsorge durch die Klöster, dann den Hospitalformen, die – zeitlich später – in den Städten entstanden, wie das Stifts- oder Bruderschaftshospital oder die sich bestimmten Aufgaben widmeten, wie das Antoniter-, Johanniter- oder Leprosenhospital. Eine Fülle von Material wird hier ausgebreitet, viele Beispiele von mittelalterlichen Hospitälern werden vorgestellt. Wie dabei die verschiedenen Funktionen im unterschiedlichen gesellschaftlichen Umfeld längs der zeitlichen Entwicklung gesehen werden, ist ein interessanter Ansatz.

Dabei scheint aber die Durchführung nicht immer gleich geglückt. Die Abschnitte etwa, die sich der Architektur widmen, fallen eher dürftig aus, auch wenn die Arbeit *«Stadtväter und Denkmalpfleger»* auf die *«steinernen Zeugen mittelalterlicher Armen-*

und Krankenfürsorge» aufmerksam machen will. Tiefer liegende Mechanismen, etwa die im monastischen Milieu grundlegend wichtige Verbindung von Toten- und Armenfürsorge, bleibt unerwähnt. Gerade im Kapitel über die Siechenhäuser finden sich Aussagen, die überkommenen Vorurteilen, nicht den neuen Erkenntnissen folgen. Auch der Umgang mit Text- und Bildquellen – man könnte prägnantere Darstellungen des Ergotismus finden als jene auf dem Isenheimer Altar – müsste kritischer vorgenommen werden. Schade auch, dass die anglo- und frankophone Literatur nicht – oder nur in Übersetzung (Mollat) – zur Kenntnis genommen wird, denn gerade hier finden wir neue, interessante Untersuchungen zur Spitalgeschichte. Überhaupt beschränkt sich die Arbeit hauptsächlich auf den deutschsprachigen Raum. Bei der Fülle des Materials ist dies durchaus verständlich, es könnte aber vielleicht im Titel angegeben werden. Sonst vermisst man wichtige Beispiele – wie etwa das im architektonischen Umfeld gut erhaltene und detailliert dokumentierte Spital der Kathedrale von Laon. Das gestellte Thema wird derart breit angegangen, dass die gegebenen Antworten der inhärenten Komplexität nicht gerecht werden können. Man fragt sich, wie die abschliessende Aussage, dass *«... das mittelalterliche Hospital als Träger der Armenfürsorge den gestellten Herausforderungen gerecht»* wurde, zu belegen ist ... So bleibt bei allen Verdiensten ein zwiespältiger Eindruck.

Roger Seiler, Zürich

Pfister, Christian: **Im Strom der Modernisierung.** Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt im Kanton Bern 1700–1914. Bern. etc., Haupt, cop. 1995. 453 S., Tab. (Sonderdr. aus «Geschichte des Kantons Bern seit 1798, Band IV). SFr. 68.–. ISBN 3-258-05307-3.

In Ergänzung des vom Historischen Verein herausgebenen, vor allem die Bereiche Verfassung und Politik beschlagenden Übersichtswerks bietet Pfister mit dieser Monographie eine strukturgeschichtliche Synthese der Modernisierung des Kantons Bern. Die Arbeit basiert auf der umfangreichen, von Pfister zusammengestellten, systematisch-historischen Statistik des Kantons Bern (BERNHIST). Im Hinblick auf die Herausarbeitung wesentlicher Grundzüge wird eine Fülle von Datenmaterial mit Hilfe zahlreicher Graphiken und reichhaltiger Register übersichtlich präsentiert. Daraus resultiert eine gut lesbare, konzise Darstellung der Entwicklung des Kantons Bern von einem Agrar- zu einem Industriekanton mit bedeutender Landwirtschaft. Dabei kommen auch Querbezüge zu den politischen Verhältnissen nicht zu kurz. Nach einer Einleitung, in der in Anlehnung an die neuere Wirtschafts-, Sozial-, Regional- und Umweltgeschichte primär strukturgeschichtlich orientierte Fragestellungen und Forschungsperspektiven entwickelt werden, folgt eine ausführliche Vorstellung der verwendeten, vorwiegend statistischen Quellen samt einer Kurzeinführung in BERNHIST im Anhang. In den fünf Hauptkapiteln wird im Zusammenhang mit der Bevölkerungsentwicklung vor allem das säkulare Wachstum und die Aus- und Binnenwanderung behandelt. Bei der Landwirtschaft steht die Agrarmodernisierung im Vordergrund. Unter dem Titel «Industrie, Gewerbe, Tourismus und Verkehr» wird Berns Pionierrolle bei der Käse- und Uhrenfabrikation, bei der Elektrizitätsproduktion, im Bahnbau und im Tourismus thematisiert. Nach der Skizzierung regionaler und sozialer Unterschiede wird die Entwicklung des Waldes unter umwelt-

geschichtlicher Perspektive dargestellt. Abgerundet wird das Buch durch einen Bildteil und ein theoretisch orientiertes Schlusskapitel, in dem die betrachteten Themenkomplexe in den Rahmen übergreifender gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen eingeordnet werden. Mit dieser modernen, weil multiperspektivischen Regionalgeschichte liegt ein Standardwerk zur Geschichte der Industrialisierungs- und Modernisierungsprozesse in der Schweiz des 19. Jahrhunderts vor.

Albert Schnyder, Basel

Baer, Karl Ernst von: **Folia Baeriana VI: Baer and modern biology.** Proceedings of the International Conference held in Tartu 29. 2.–3. 3. 1992. Tartu, Institute of Zoology and Botany of the Estonian Academy of Sciences, 1993. 304 p. Ill. ISBN 9985-50-037-7.

Ende Februar 1992 fand an der Universität Tartu ein mehrtägiges Symposium zum Gedenken an Karl Ernst von Baer statt. Wissenschafter aus Ost und West sprachen zum Generalthema «Baer and modern Biology» – und betraten damit ein weites Feld.

«Die Wissenschaft sei ewig in ihrem Quell, unermesslich in ihrem Umfange, endlos in ihrer Aufgabe, unerreichbar in ihrem Ziele» meinte von Baer 1836 vor den Mitgliedern der St. Petersburger Akademie. Wegen der breiten Palette unterschiedlichster Themen könnte dieser Satz auch für die Dorpater Gedenkveranstaltung zu seinem zweihundertsten Geburtstag gelten. Der Bogen spannte sich von der Gedenkrede am Grabe des grossen Livländers über Probleme der artifiziellen Insemination bis zu Reflexionen über Ehrfurcht und Verantwortung in der Wissenschaft. Alle Redner knüpften mehr oder weniger an Baers vielseitigem Lebenswerk an. Die meisten Referate sind zwar auf knappe zwei, drei Seiten zusammengezogen. Doch dokumentiert der gut dreihundert Seiten starke Kongressband immerhin einmal mehr die Aufspaltung und Zersplitterung der Wissenschaften seit von Baers Tagen.

Ein Drittel der vierzig Kurzberichte ist wissenschaftshistorisch ausgerichtet. Interessant ist Ilse Jahns Beitrag über von Baers Studienaufenthalt in Berlin und seine späteren Beziehungen zu Berliner Gelehrten wie Carl Asmund Rudolphi oder dem Direktor des Zoologischen Museums Martin Karl Hinrich Lichtenstein anhand kaum genutzter Baerbriefe aus der Schriftgutsammlung des Zoologischen Museums der Humboldt-Universität. Ihr Beitrag ist eine willkommene Ergänzung zu Raikovs Biographie von 1968.

Hans Konrad Schmutz, Winterthur

Bergdolt, Klaus: **Arzt, Krankheit und Therapie bei Petrarca.** Die Kritik an Medizin und Naturwissenschaft im italienischen Frühhumanismus. Weinheim, VCH Acta humaniora, 1992. XII, 364 S. Frontisp. DM 168.–. ISBN 3-527-17775-2.

Das Buch ist die Habilitationsschrift des heutigen Kölner Ordinarius für Medizingeschichte; vielleicht hängt es mit dieser akademischen Zweckbestimmung zusammen, dass den 200 Seiten Text über 150 Seiten Anmerkungen und Bibliographie fol-

gen. Worum es Bergdolt vor allem geht, sagt der Untertitel: um Petrarcas Kritik an der Medizin. Das Werk ist sehr übersichtlich in 42 meist kurze Kapitel gegliedert; es ist aus einem tiefen und breiten historischen Wissen heraus gestaltet und liest sich immer gut, oft geradezu spannend.

Was Francesco Petrarca (1304–1374) zu Widerspruch, ja Beschimpfung herausforderte, war der Typus des studierten Arztes seiner Zeit mit seiner scholastischen Schulung und dialektischen Disputierfreude. Wir vernehmen erstaunt, dass dem bahnbrechenden Humanisten gerade die universelle, auch die aristotelische Naturlehre umfassende Bildung der Ärzte ein Dorn im Auge war, weil er fand, sie schmälere ihre fachliche Kompetenz (S. 17). Bergdolt betont jedoch, dass Petrarcas Aversion gegen die Medizin auch durch die Erfahrung ihres völligen Versagens beim Schwarzen Tod mitgeprägt wurde (S. 112).

Die körperliche Gesundheit hat in Petrarcas Denken einen geringen Wert. Krankheit und Schmerzen sind viel besser geeignet, den Menschen auf das Wesentliche hinzuweisen: die Geringschätzung der irdischen Dinge, die Tugend und das Bedenken des Todes, «meditatio mortis». Da scheint uns der fromme Humanist ganz in der mittelalterlichen Tradition zu stehen. Von Cicero, Seneca und Augustinus hatte er gelernt, Glück und Gesundheit mit seelischer Harmonie gleichzusetzen (S. 199).

Huldrych M. Koelbing, Zürich

Carozzi, Albert V.; Bouvier, Gerda: **The scientific library of Horace-Bénédict de Saussure (1797):** annotated catalog of an 18th-century bibliographic and historic treasure. Genève, Société de Physique et d'Histoire naturelle, 1994. X, 201 p. Ill. (Mémoires de la Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève, 46–1994). ISSN 0252-7960.

Der vorliegende, nach modernen bibliographischen Methoden erstellte Katalog von de Saussures Bibliothek wurde in jahrelanger aufwendiger Arbeit von Albert V. Carozzi und Gerda Bouvier (†) zusammengestellt und kommentiert. Horace-Bénédict de Saussures Büchersammlung umfasste mindestens 1202 Titel, davon 1143 Bücher sowie 59 Periodika und Jahrbücher der wichtigsten Akademien und gelehrten Gesellschaften Europas.

Der erste Teil des Katalogs, neu zusammengestellt nach Titeln, stützt sich auf de Saussures handschriftliche Verzeichnisse von 1788 und 1797, dessen persönliche Anmerkungen, Publikationen und die Briefe an Albrecht von Haller zwischen 1760 und 1777. Er listet jene 823 Bücher und 20 Periodika auf, die jetzt zerstreut sind (ca. 70% der gesamten ehemaligen Bibliothek). Der zweite Teil des Katalogs nimmt die Autopsie der 320 Bände und 30 Periodika der heute noch bestehenden Büchersammlung (30% des ehemaligen Bestandes), die sich in Privatbesitz verschiedener Familienmitglieder in Genf befindet (ca. 30%), vor.

Begleitende handschriftliche Notizen geben Aufschluss über die Sammlertätigkeit de Saussures. Diese umfasste eine erste Periode von unsystematischen Anschaffungen zwischen 1760 und 1768, gefolgt von einer zweiten Zeitspanne mit methodisch angekauften Werken zwischen 1769 und 1795, die de Saussures weitgefächerte, interdisziplinäre Interessen widerspiegeln: Mineralogie, Geologie (Erdkunde), naturwissenschaftliche Reisen, Botanik, Landwirtschaft, Chemie, Medizin, Physik, Ingenieurswesen, Astronomie, Mathematik und Philosophie. Er hat sich eine persönliche

wissenschaftliche Bibliothek nach dem neusten Stand der Wissenschaften zum Studium seiner Experimente und zur sorgfältigen Vorbereitung seiner zahlreichen Alpenbegehungen, die er nach geologischen, klimatologischen und pflanzengeographischen Standpunkten beschrieb, und seiner Reisen in die umgebenden Länder aufgebaut.

Der Katalog erlaubt nicht nur die annähernd genaue Rekonstruktion dieses repräsentativen Arbeitsinstruments eines aufgeklärten Naturalisten, er gibt auch Einblick in das Auswahlverfahren de Saussures, der sich mit regelmässiger Lektüre internationaler Zeitschriften zu Neuerscheinungen auf dem laufenden hielt, und in den Wissenstransfer in der europäischen Gelehrtenrepublik des 18. Jahrhunderts.

Barbara Braun-Bucher, Bern

Corbey, Raymond; Theunissen, Bert (eds.): **Ape, Man, Apeman: changing views since 1600.** Evaluative Proceedings of the Symposium Leiden, 1993. Leiden University, Dept. of Prehistory, 1995. 408 p. Ill. Hfl. 45.–. ISBN 90-73368-05-7.

In der landläufigen Meinung über Affen und in der primatologischen Forschung spiegeln sich die unterschiedlichsten kulturellen Elemente einer Zeit vielleicht besser als in entomologischen, botanischen oder mineralogischen Aufsätzen. Deshalb ist es faszinierend, die verschlungenen Pfade der neuzeitlichen Pongidenforschung nachzuzeichnen.

Die Aufsatzsammlung der interdisziplinären Tagung «Ape, Man, Apeman: Changing Views since 1600» belegt diese Behauptung in hohem Masse. Das Symposium fand im Sommer 1993 statt, im Rahmen der Gedenkveranstaltung zu Dubois Entdeckung des *Pithecanthropus erectus* vor hundert Jahren.

Primatologen, Wissenschaftshistoriker, Archäologen und Philosophen sprachen in Leiden zu vier Themenkreisen: Zu dem sich wandelnden Bild der Primaten, den Abstammungshypothesen des Menschen im Wandel der Zeit, über die Primaten als Symbol und Chiffre in den unterschiedlichen Kulturen und zur Frage nach ethischen Aspekten im heutigen Umgang mit unseren nächsten Verwandten.

Die Palette der meist gut belegten Aufsätze reicht vom Nachwirken mittelalterlicher Vorstellungen in Tysons vergleichend-anatomischer Schimpansenstudie über die Rezeptionsgeschichte des berühmten Werkes bis zur vielschichtigen Diskussion der Primatensystematik in den frühen Jahren der Société d'Anthropologie de Paris. In einem zweiten Ansatz werden Einzelaspekte beleuchtet von der Frage nach den hypothetischen Verknüpfungen des Menschen mit dem Tierreich in der Aufklärung über das Verhältnis der Paläoanthropologie zur synthetischen Theorie zwischen 1950 und 1960 bis zu stammesgeschichtlichen Konzepten nach 1950.

Den Band beschliesst ein Nachruf auf den allzu früh verstorbenen Blumenbachkenner Frank Dougherty, der in Leiden eine luzide Analyse der Stellung der Primaten und des Menschen in den naturhistorischen Modellen des 18. Jahrhunderts entworfen hatte.

Vielleicht hätte man sich einen besseren Druck für die gut gewählten Abbildungen gewünscht. Trotzdem sei der wichtige Band jedem Primatologen und Anthropologen zur anregenden Lektüre empfohlen.

Hans Konrad Schmutz, Winterthur

Das europäische Gesundheitssystem. Gemeinsamkeiten und Unterschiede in historischer Perspektive. Hrsg. von Wolfgang U. Eckart und Robert Jütte. Stuttgart, Steiner, 1994. 211 S., Tab. (Medizin, Gesellschaft und Geschichte MedGG, Beiheft 3). DM/SFr. 66.–. ISBN 3-515-06485-0; ISSN 0941-5033.

So wenig es *das* europäische Gesundheitssystem gibt, so gut passt doch der Titel des Jahrbuchs 1994 des Medizinhistorischen Instituts in Stuttgart. Sechs recht unterschiedliche Beiträge befassen sich mit dem Vergleich der Gesundheitssysteme einzelner, vorwiegend europäischer Länder und Regionen. Dabei kommen Präventionskonzepte gegen Pest und Cholera, die Entwicklung des internationalen Wissensaustauschs, der Export deutscher Medizin in die Kolonien und erschütternde Aspekte der Aidsepidemie in Uganda zur Sprache. Hier sollen lediglich drei Beiträge kurz vorgestellt werden, denen es gelingt, mittels genauer Analyse und kluger Assoziation in neue medizinhistorische Denkrichtungen vorzustossen.

Die Cholerabekämpfung im 19. Jahrhundert bringt Michael Stolberg zur Sprache. Er untersucht damalige Erklärungsmodelle und daraus abgeleitete Strategien nicht nur sozialpolitisch, sondern bezieht heutiges Sachwissen zur Eigenart des Choleraerregers und seiner Ausbreitung mit ein. Damit gelingt es ihm, moderne wissenschaftliche Erkenntnisse zur Aufarbeitung der Medizingeschichte einzusetzen. Zum Vergleich der Strategien Italiens und Deutschlands berücksichtigt Stolberg nicht nur moderne Fachstudien, sondern auch manche Quellentexte des 19. Jahrhunderts. Leider kommen die Schweizer Verhältnisse nicht zur Sprache, die bei der Besprechung der beiden nördlich und südlich gelegenen Länder durch ihre spezifische Epidemiologie eine interessante Ergänzung hätten bieten können.

Verwöhnt durch heutige Kommunikationssysteme kann man sich einen internationalen Wissensaustausch in der Frühen Neuzeit kaum vorstellen. Dass er dennoch stattgefunden hat, belegt Ralf Bröer, indem er am Beispiel der Entdeckung des Blutkreislaufes durch William Harvey 1628 die Rezeption und Weiterverbreitung neuer Ideen verfolgt. Da damals noch keine Fachzeitschriften existierten, stellt der gelehrte Brief, der sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer mehr an die Öffentlichkeit wandte, das wichtigste Medium dar.

Francisca Loetz' Beitrag untersucht äusserst präzis und kritisch den Gebrauch des Begriffes «Medikalisierung» in Frankreich, Grossbritannien und Deutschland. Darüber hinaus räumt Loetz anhand bisheriger Forschungsresultate mutig mit vielerlei Vorurteilen auf, insbesondere was Schlagwörter wie die Professionalisierung der Ärzteschaft, die Verdrängung der Volksmedizin durch die akademische Medizin oder die Allianz zwischen Staat und Ärzteschaft betrifft.

Die Einleitung Robert Jüttes erleichtert den Einstieg in das geistig anregende Werk.

Iris Ritzmann, Zürich

Demand, Nancy: **Birth, death, and motherhood in Classical Greece.** Baltimore etc., The Johns Hopkins University Press, cop. 1994. XX, 276 p. Ill. (Ancient society and history). $ 48.–. ISBN 0-8018-4762-1.

Ausgehend von den vierzig Fallbeschreibungen über Frauen mit Komplikationen bei Schwangerschaft, Geburt und Abort in der hippokratischen Schrift «Über die Epi-

demien» erforscht Nancy Demand in diesem sehr sorgfältig dokumentierten und bebilderten Buch Geburt, Tod und Mutterschaft im klassischen Griechenland. Mit einem feministischen Blick auf die antike Medizin und ihre Konstrukte schöpft sie aus so vielseitigen Quellen wie antike medizinische, literarische und philosophische Texte, Grabreliefs und -inschriften, medizinanthropologische Literatur und Studien des modernen griechischen Dorflebens. Behandelt wird das Leben der griechischen Frau, ihre Kindheit und Jugend, die Rituale des Erwachsenwerdens, die Einbindung in das Wertsystem des «oikos» (Haus), die soziokulturellen Bedingungen und Gründe für die frühzeitige Heirat der Mädchen und damit für risikoreiche frühe Mutterschaften. Besonders gefährlich für Gesundheit und Leben in Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett waren Kindbettfieber, Malaria und Tuberkulose; göttliche Hilfe wurde von Artemis, Eileithyia und Asklepius erfleht. Im letzten Kapitel analysiert die Autorin die Rolle der hippokratischen Medizin für Frauen und Kinder und die Art und Weise, wie die patriarchalische Kontrolle über die Gebärfähigkeit der Frauen in der griechischen «Polis» ausgeübt wurde. Sie kommt zum Schluss, dass die beschriebene extreme Form dieser Kontrolle sich wegen der Gefährdung der jungen Mütter letzten Endes gegen die Interessen der Frauen und damit auch gegen die «Polis» wendet.

Maya Borkowsky, Vicques

Jochmann, Carl Gustav: **Briefe eines Homöopathischgeheilten an die zünftigen Widersacher der Homöopathie.** Nachdruck der Ausg. Heidelberg 1829 bei C. F. Winter. Heidelberg, Winter, 1994. 187 S. Ill. (Jahresgabe 1994/95 Universitätsverlag C. Winter, Heidelberg). DM 18.–. ISBN 3-8253-0273-3.

Das Buch ist der Reprint einer der vielen Verteidigungsschriften der Homöopathie, die in den ersten Jahrzehnten im Streit zwischen Anhängern und Gegnern dieser Heilmethode erschienen. Es handelt sich um eine anonym erschienene, ausgedehnt-essayistische Apologetik der Homöopathie aus der Feder des Nichtarztes, freien Schriftstellers und Aphoristen Carl Gustav Jochmann. In einem ausführlichen Nachwort legt der Herausgeber Uwe Pörksen eine interessante und ebenso essayistisch lesbare tour d'horizon über Werk und Autor sowie deren literarisches, politisches, naturwissenschaftliches und medizinisches Umfeld vor, bei der das vornehmlich literaturwissenschaftliche Interesse des Verfassers jedoch deutlich durchscheint.

Doch geriert sich das Nachwort unübersehbar als Huldigung Jochmanns: mehr Eloge denn Analyse. «Du liebe Güte, hatten die Streiter!» (so Pörksen auf Seite 168 über die Qualitäten des damaligen Diskurses). Hochachtung, unverhohlene Begeisterung für die literarischen Fähigkeiten des erneut Herausgegebenen offen auszusprechen, ist ehrenwert, doch behindert ein solches Verhältnis letzten Endes den Erkenntnisgewinn nicht allein für die Medizinhistorik. Weshalb aber gibt ein Verlag eine Verteidigung der homöopathischen Heilmethode durch einen Literaten des frühen 19. Jahrhunderts 165 Jahre nach dem Erscheinen im gleichen Hause nochmals heraus und streut sie obendrein als Jahresgabe relativ breit? Es bleibt ein gutes Stück weit offen, wem das Buch heute noch zu Nutz und Frommen gereichen soll. Auch das Nachwort gibt keine befriedigende Antwort auf das Ansinnen der dafür Verantwortlichen. Als literaturhistorisches Dokument ist es doch zu homöopathisch-speziell. Als

homöopathiegeschichtliches Dokument scheint es angesichts seines literarischen Hintergrunds etwas untypisch. Dass Jochmanns naturphilosophische Herleitung der Homöopathie das Werk «zu einer wertvollen Quelle für den Naturwissenschaftshistoriker» mache (172), wird nicht überzeugend herausgearbeitet. Wohl lässt sich Pörksen über das geistige Umfeld von Jochmanns Argumentation aus, aber darin arbeitet er den historischen Ort der Quelle nicht präzise heraus. Was dem Leser bleibt, sind mehr Fragen an den Text als Antworten. Im Vergleich zur engen medizinhistorischen Ideengeschichte liegt der Vorteil dieser Edition jedoch im breiten Ansatz, der zeigt, dass die Homöopathie mehr als ein medizinhistorisches Phänomen war. Auch nach dem vorliegenden Reprint bleibt die Aufgabe, die Literaturgattung der Homöopathie-Streitschrift einer methodisch bewussten sozialhistorischen Analyse zu unterziehen, ebenso ungetan wie vielversprechend. Zumindest darauf aufmerksam zu machen, kann der Edition als unbenommenes Verdienst angerechnet werden, selbst falls dies gar nicht intendiert gewesen sein sollte.

Eberhard Wolff, Stuttgart

Leibniz, Gottfried Wilhelm: **Mathematischer, naturwissenschaftlicher und technischer Briefwechsel.** Unter Aufsicht der Akademie der Wissenschaften in Göttingen hrsg. vom Leibniz-Archiv der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover. **3. Band: 1680–Juni 1683.** Berlin, Akademie-Verl., 1991. LX, 896 S. Ill. (Leibniz, Sämtliche Schriften und Briefe, 3. Reihe, 3. Band). DM 490.–. Gesamt-ISBN 3-05-000075-9; Bd. III/3: 3-05-000766-4.

Vor 350 Jahren, am 21. Juni (alten Stils) bzw. 1. Juli (neuen Stils) 1646 als Sohn eines Leipziger Professors geboren, erwarb Leibniz nach Studien in seiner Vaterstadt und in Jena 1667 in Altdorf bei Nürnberg den juristischen Doktorgrad. Durch den Mainzer Hof kam er 1672 mit diplomatischen Aufträgen nach Paris. Dort wurde er mit den bedeutendsten Gelehrten (Malebranche, Mariotte, Huygens, Tschirnhaus) bekannt und erhielt entscheidende Anregungen für seinen Werdegang als Mathematiker und Philosoph. Zwei kurze Reisen führten ihn 1673 und 1676 nach London in den Kreis der Royal Society. Gegen Ende 1676 trat Leibniz in Hannover als Hofrat und Bibliothekar in die Dienste des Welfenherzogs Johann Friedrich. Ihm und den Nachfolgern Ernst August (1692 Kurfürst) und Georg Ludwig (1714 englischer König) blieb er während vierzig Jahren treu. Seit 1691 auch Bibliothekar in Wolfenbüttel, wollte sich Leibniz dennoch keineswegs ausschliesslich mit Büchern abgeben, vielmehr wünschte er als Wissenschaftler, Ratgeber und Organisator in die Welt hinaus zu wirken, was er bis an sein Lebensende im umfassendsten Sinn tat. In Norddeutschland oft dienstlich unterwegs, führten ihn längere Reisen auch nach Leipzig, Wien und Italien. Leibniz starb am 14. November 1716 in Hannover.

Leibniz' Korrespondenz ist eine der grössten und bedeutendsten überhaupt. In der Edition der ehemals Preussischen, späterer DDR-, jetzt Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften sind seit den 1920er Jahren in drei parallelen Serien bisher 19 Bände erschienen, die vom Leibniz-Archiv der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover herausgegeben wurden. Der Allgemeine politische und historische Briefwechsel (1. Reihe, bisher 14 Bände und 1 Supplement) umfasst bis jetzt die Jahre 1668–1697, der Philosophische Briefwechsel (2. Reihe, 1 Band) die Jahre 1663–

1685 und der Mathematische, naturwissenschaftliche und technische Briefwechsel (3. Reihe, 3 Bände) den Zeitraum von 1672 bis Juni 1683. In weiteren Serien erschienen Leibniz' Schriften zu Politik, Philosophie und Mathematik (seit 1930 8 Bände).

Der hier anzuzeigende Band (der dritte der 3. Reihe) enthält für den Zeitraum von 1680 bis Juni 1683 in chronologischer Folge 77 Schriftstücke von Leibniz und 267 an ihn gerichtete Schreiben oder für ihn bestimmte Beilagen. Herbert Breger hat in einer konzisen Einleitung die wesentlichen Themen dieses Teilbereichs von Leibniz' Tätigkeit in den frühen Hannoveraner Jahren zusammengefasst. Aus dem schier unermesslichen Inhalt seien hier lediglich einige Stichworte aufgezählt: *Physik:* Reduktion der Mechanik auf die Geometrie, Akustik, Bruchfestigkeit, Veränderung der magnetischen Deklination und deren organisierte Messung; *Mathematik:* Kreisquadratur, Kurvenlehre, Infinitesimalrechnung, Dyadik; *ökonomisch-technische Projekte:* durch Windmühlen betriebene Pumpen zur Entwässerung der Silber- und Erzbergwerke im Harz, Herstellung von geschmeidigem Gusseisen; *Wissenschaftsorganisation:* Mitarbeit in der Académie des Sciences, Paris, in der Royal Society, London, im Journal des Sçavans und in den neu gegründeten Acta Eruditorum; *Chemie:* Interesse am neu entdeckten Phosphor, Herstellung von Rubinglas usw.; *Medizin:* Physik und Physiologie des Hörvorgangs, der bedingt sei durch die Elastizität der Luft und etwas, von der Anatomie noch zu Suchendes, was im Ohr mit jedem klingenden Körper mitschwingt (S. 554); Überlegungen zur Gestalt der Blutgefässe und zur geschlechtlichen Vermehrung, über die Erweichung der Knochen im Papinschen Topf, Erkundigungen über die Wirkung der Chinarinde und der Spiessglanzpräparate, über die von Wien nach Norden sich ausbreitende Pest usw.

Wie die ganze Edition von Leibniz' «Sämtlichen Schriften und Briefen» zeichnet sich auch dieser Band durch höchste herausgeberische Akribie und Sorgfalt aus, sowohl in der Textwiedergabe wie in den beigegebenen Erläuterungen, Nachweisen und Registern.

Urs Boschung, Bern

Picherit, Jean-Louis G.: **La métaphore pathologique et thérapeutique à la fin du Moyen Age.** Tübingen, Niemeyer, 1994. VII, 112 p. (Zeitschrift für Romanische Philologie; Beihefte, 260). DM 62.–. ISBN 3-484-52260-7.

Das spätmittelalterliche «Bündnis zwischen Poesie und Wissenschaft» hat verschiedene Blüten getrieben, so auch die gehäufte Verwendung von therapeutischen und pathologischen Begriffen aus der Medizin als Bilder für gesellschaftliche und politische Vorgänge. Die Arbeit versucht in den Werken französischsprachiger Autoren des 14. und des 15. Jahrhunderts – ausführlich kommen Christine de Pizan, Guillaume de Machaut, Nicole Oresme, Philippe de Mézières und Jean Gerson zur Sprache – der Verwendung medizinischer Metaphern nachzugehen. Das erste Kapitel beginnt damit, über die Leidenschaft der Liebe als Krankheit zu sprechen. Diese Tradition kann bis in die provenzalische Troubadour-Dichtung des 12. Jahrhunderts zurückverfolgt werden. Vorbereitend für die Verwendung pathologischer und therapeutischer Metaphern in politischen Schriften ist die seit der Antike verbreitet verwendete Analogie von den Strukturen des Staatswesens und dem hierarchischen Aufbau des Körpers – so etwa im Werk des Philosophen, Mathematikers und Aristoteles-Kommentators

Nicole Oresme oder des Philippe de Mézières, beides Gelehrte am Hofe Karls V. Als Referenz-Grössen, um die medizinischen Kenntnisse dieser Autoren einzuschätzen, werden die fachlichen Autoritäten der Zeit – Guillaume de Chauliac und Henri de Mondeville – ausführlich zitiert. Dabei kann an einem reichen Material gezeigt werden, wie breit bekannt ihr Fachwissen in Laienkreisen rezipiert worden war. Nicht nur allgemein Bekanntes wie die Pest, die Qualitätenlehre der Medikamente oder Standardverfahren wie der Aderlass finden wir als Bilder der «sozio-politico-religiösen» Unordnung und deren Heilung. Auch differenziertere Betrachtungen therapeutischer Vorgehen werden zitiert, etwa die Behandlung der Steinleiden oder die Abwägung der geschlossenen versus offenen Wundbehandlung. Man könnte sich eine etwas straffere und systematischere Vorgehensweise wünschen – so finden wir etwa erst im 6. Kapitel die eigentlich einführende linguistische Analyse der Struktur der therapeutischen und pathologischen Referenzen wie *exemplum,* Metapher, Analogie, Sprichwort oder Parabel. Biographische Angaben zu den einzelnen Autoren wären für Nichtromanisten hilfreich, vielleicht auch die Übersetzung der Zitate in Neufranzösisch. Im ganzen aber handelt es sich um eine materialreiche und interessante Darstellung aus der Sichtweise des Literaturhistorikers zum Thema «Krankheit als Metapher», das, wie die gleichnamige Publikation von S. Sontag zeigt, auch heute noch aktuell ist.

Roger Seiler, Zürich

Spallanzani, Lazzaro: **Edizione nazionale delle opere di Lazzaro Spallanzani.** Parte seconda: **Lezioni** (vol. primo e secondo); parte terza: **Scritti letterari.** Supplemento: **Carteggi.** A cura di Pericle di Pietro. Modena, Enrico Mucchi, 1994.

Die früher angezeigten zwölf Bände von Spallanzanis Briefwechsel (Gesnerus 46, 1989, S. 170–172; 50, 1993, S. 313f.) erhalten hier eine Ergänzung durch die Vorlesungen, die der italienische Naturforscher in Reggio Emilia (1757–1763), in Modena und vor allem in Pavia (seit 1769) als Professor über Physik, Astronomie, Paläontologie, Mineralogie und Zoologie vorgetragen hat. Die Bibliotheken von Reggio Emilia, Parma, Pavia und ein Privatarchiv in La Spezia stellten für die Publikation Manuskripte des Gelehrten und Nachschriften von Hörern zur Verfügung.

Spallanzanis Opus wird abgerundet durch sieben Promotionsschriften, einige literarische Versuche und – als Nachtrag zu den früheren Bänden – 29 neu aufgefundene Briefe (davon 22 an Antonio Vallisneri jr.).

Urs Boschung, Bern

Zamora, Juan Gil de (Johannes Aegidius Zamorensis): **Historia naturalis.** Introd., ed. crit., trad. castellan et índices: Avelino Domínguez García y Luis García Ballester. Valladolid, Junta de Castilla y León, 1994. 3 vols. 1994 p. (Estudios de historia de la ciencia y de la técnica, 11). ISBN 84-7846-275-9 (Gesamtwerk).

Nach Überwindung der kirchlichen Widerstände gegen die Rezeption des aristotelischen Denkens waren es vor allem gelehrte Dominikaner und Franziskaner, die sich für die Assimilation antiker und arabischer Traditionen einsetzten und damit die Ent-

stehung des scholastischen Naturverständnisses ermöglichten. Unter dem Einfluss der Engländer Robert Grosseteste, Alexander von Hales und Bartholomaeus Anglicus entwickelte sich Paris nach 1230 rasch zu einem Zentrum der mittelalterlichen Enzyklopädisten. Albertus Magnus und Roger Bacon haben hier zeitweise gelehrt. Als Juan Gil de Zamora 1274 zum Studium nach Paris kam, bahnte sich der Konflikt Bacons mit seinem Orden bereits an, der vier Jahre später zur Verurteilung führte. Johannes Aegidius Zamorensis entstammte einer adeligen Familie, wurde um 1240 geboren, studierte zunächst in Salamanca, trat 1270 in den Franziskanerorden ein, erwarb sich an der Universität in Paris den Titel eines *Magister theologiae* und war zuletzt Franziskaneroberer der Provinz Santiago. Er verstarb um 1320. Für seinen König Alfons X. war er als Koordinator historiographischer und rechtsphilosophischer Auftragsarbeiten tätig. Mehrere seiner eigenen Schriften gingen nach der Säkularisierung des Franziskanerkonvents in Zamora im Jahre 1834 verloren. Um so erfreulicher ist es, dass die *Historia naturalis,* sicherlich das bedeutendste der enzyklopädischen Werke Juan Gil de Zamoras, nun in einer zweisprachigen Edition vorliegt. Die beiden Bearbeiter haben nicht nur eine wichtige Quelle zur Geschichte der Naturforschung im Süden Europas erschlossen, sondern darüber hinaus eine geradezu mustergültige Leistung vollbracht, die über jede Kritik erhaben ist.

Armin Geus, Marburg an der Lahn

Boschung, Urs (Hrsg.): **Johannes Gessner (1709–1790).** Der Gründer der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Seine Autobiographie – Aus seinem Briefwechsel mit Albrecht von Haller. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften in Zürich im 18. Jahrhundert. Zürich, Naturforschende Gesellschaft in Zürich, 1996. 127 S. Ill. (Neujahrsblatt hrsg. von der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1996, 198. Stück). ISSN 0379-1327.

Aus Anlass ihres 250jährigen Bestehens würdigt die Naturforschende Gesellschaft in Zürich ihren Gründer Johannes Gessner (1709–1790) mit einer Biographie. Als Autor wurde mit Urs Boschung ein Berufener gewählt, der sich mit der Herausgabe von Haller-Briefen an Gessner und 1985 mit der Veröffentlichung des bis anhin unbekannten Pariser Tagebuchs bereits verdient gemacht hatte. Gessner, seinen Zeitgenossen vor allem als Botaniker bekannt und Verfechter der Ideen Carl von Linnés, war nicht so sehr ein eigenständiger Forscher, sondern entfaltete seine Wirksamkeit als universaler und begeisternder Lehrer der Naturwissenschaften am Zürcher Carolinum. Er war der massgebende Vertreter für die Botanik, Zoologie, Mathematik und die Physik. Als Sammler legte sich Gessner eine Bibliothek von 11 000 Bänden an; sein berühmtes Naturalienkabinett umfasste eine Vielzahl ausgestopfter Tiere, Fossilien, Mineralien, von Schellenberg gezeichnete Insekten und ein Herbar mit 4000 Pflanzen. Zur Veröffentlichung seiner 80 Pflanzentafeln umfassenden «Tabulae phytographicae» konnte sich Gessner zu Lebzeiten leider nicht entschliessen. In der Arbeit sind z.T. farbige Beispiele dieser Tafeln enthalten, die durch ihre Einfachheit und Schönheit bestechen. Boschung betrachtet jedoch die Gründung und Leitung der Naturforschenden Gesellschaft im Jahr 1746 als Gessners grösste Leistung. Er stand ihr bis zu seinem Tod vor.

Nach einleitenden Angaben zur Vita bringt der Band Johannes Gessners unveröffentlichte Autobiographie, die Boschung mit ausführlichen und erhellenden Anmerkungen kommentiert. Von Gessner sind für den Zeitraum von 1728 bis 1777 664 lateinische Briefe an Albrecht von Haller erhalten geblieben. Ausgewählte Abschnitte aus diesen fünfzig Jahren Korrespondenz geben nicht nur einen Einblick in die Pflege der Naturwissenschaften in Zürich, sondern lassen auch die wissenschaftliche Entwicklung Gessners Revue passieren. Die ansprechende und abwechslungsreiche Aufmachung der Arbeit lassen diesen Ausflug in das 18. Jahrhundert zum wahren Vergnügen werden. Boschung ist es gelungen, einem bisher sicher noch zu wenig gewürdigten Zürcher Naturforscher in seinem ganzen Spektrum gerecht zu werden.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Chandrasekhar, Subrahmanyan: **Newton's Principia for the common reader.** Oxford, Clarendon Press, 1995 (repr. 1996). XIX, 593 p. Fig. £ 75.–. ISBN 0-19-851744-0.

Sozusagen als Vermächtnis konnte der Astrophysiker und Nobelpreisträger Subrahmanyan Chandrasekhar (1910–1995), der Wesentliches zum Verständnis von Aufbau und Entwicklung der Sterne beigetragen hatte, kurz vor seinem Tod eine Arbeit über Isaak Newtons «Philosophiae Naturalis Principia Mathematica» (1687) vollenden. Die Principia erklärten mit Hilfe der von Newton unabhängig entwickelten Infinitesimalrechnung die Keplerschen Gesetze und somit die Planetenbewegung auf mathematischer Grundlage. Es verwundert deshalb nicht, dass sich Chandrasekhar, wie er bekennt, mit diesem epochalen Werk, das in seiner Bedeutung für die Physik gleich hoch zu bewerten ist wie Vesals «Fabrica» für die Medizin und somit für sein Fach die erste Grundlage bildete, ein Leben lang beschäftigt hat. Die Früchte dieser Bemühungen legt er im vorliegenden Band nieder. Sein Vorgehen darf für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung als durchaus unorthodox bezeichnet werden und erklärt sich aus dem Umstand, dass Chandrasekhar ein aktiver und produktiver Wissenschaftler war. Nach dem Durchlesen von Newtons Propositionen suchte er zunächst nach eigenen mathematischen Beweisen «ab initio» und verglich sie erst nachträglich mit Newtons Darlegungen. Ohne die Hindernisse der Sprache konnte er auf diese Weise die Schwierigkeiten, denen Newton ausgesetzt war, aus eigener Erfahrung verstehen, und erkannte klarer das Geschick, mit dem sie Newton meisterte. Chandrasekhar gibt unumwunden zu, dass er «collateral reading» und somit die vorhandene Sekundärliteratur nicht konsultiert habe. Gerade dadurch gelang eine unbefangene Darstellung, die die Principia in einem neuen Licht erscheinen lassen. Der Leser soll sich über den Zusatz im Titel «for the common reader» nicht hinwegtäuschen. Das in Mittelschulen vermittelte mathematische Wissen reicht nur knapp zum Verständnis des Textes. Der Wissenschaftshistoriker mit mathematischer Grundausbildung wird ihn jedoch mit Gewinn lesen.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Galen: **On the elements according to Hippocrates / De elementis ex Hippocratis sententia.** Edition, translation and commentary by Phillip de Lacy. Berlin, Akademie-Verl., cop. 1996. 236 p. (Corpus medicorum graecorum V 1,2). DM 220.–. ISBN 3-05-002877-7; ISSN 0070-0347.

Der durch Galenausgaben im *Corpus Medicorum* hochverdiente Editor (On the doctrines of Hippocrates and Plato, 3 vol. 1978–1984; On Semen, 1992) legt jetzt die mustergültige Ausgabe eines kleineren, doch philosophiegeschichtlich interessanten Werks vor, mit englischer Übersetzung und einem gerafften, inhaltsreichen Kommentar samt Namen- und Wortindex. Gegenüber der letzten kritischen Ausgabe (Helmreich 1878) ist nicht nur die Zahl der griechischen Handschriften vermehrt, sondern vor allem die arabische Übersetzung des Ḥunayn ibn Isḥāq (9. Jh.) herangezogen, dazu lateinische Übersetzungen aus dem Arabischen und aus dem Griechischen – die ihrerseits keinen selbständigen Zeugniswert haben. Der Text beruht so schliesslich auf vier Säulen, der arabischen Übersetzung, der ältesten Handschrift (Laurentianus Gr. 74,5, 12. Jh.) und zwei weiteren Handschriftengruppen. Dazu kommen Exzerpte und Zitate. Der Kommentar verzeichnet vor allem die Parallelen in Galens üppigem Œuvre und klärt die terminologischen und inhaltlichen Beziehungen zu den philosophischen Vorgängern.

Die Schrift ist als Kommentar zu den ersten Kapiteln der Hippokratischen Schrift «Über die Natur des Menschen» mit der berühmten Vier-Säfte-Lehre angelegt; Galen findet die Lehre von den vier Elementen *(stoicheia)* eben dort in vorbildlicher Weise behandelt. Er setzt sich dabei vor allem mit dem Atomismus auseinander und mit dessen Neugestaltung, die Asklepiades von Bithynien versucht hatte. Im nun konstituierten Text ist am bedeutendsten ein Zusatz aus der arabischen Quelle, «Diodoros und Leukippos» (p. 62,7) statt «Leukippos» allein (dazu De Lacy p. 22 und p. 164): Mit der Nennung des Diodoros Kronos (um 300 v. Chr.) wird ein wichtiges Zwischenglied der Leukippos-Tradition namhaft; dass der sorgfältige Ḥunayn den Namen von sich aus interpoliert hätte, ist so gut wie ausgeschlossen. Ein anderes philologisch-philosophiehistorisches Problem wird eher verschärft: Hat Demokrit (A 49 Diels-Kranz) die kuriose Wortbildung *dén* als Kontrast zum «Nichts» *(medén)* verwendet? Die allgemein akzeptierte Konjektur *dén* (p. 60,18, zweimal) wird vom arabischen Text nicht bestätigt, er hatte, gleich den griechischen Codices, *hén* vor Augen, was De Lacy nun als Text Galens akzeptiert und übersetzt.

Walter Burkert, Uster

Grmek, Mirko D. (Hrsg.): **Die Geschichte des medizinischen Denkens: Antike und Mittelalter.** Hrsg. von Mirko D. Grmek unter wissenschaftlicher Mitarbeit von Bernardino Fantini. München, Beck, cop. 1996. 520 S. DM 88.–; SFr. 82.60. ISBN 3-406-40286-0.

Das interdisziplinäre, fast 500seitige Buch, mit 100 Seiten Anmerkungen der Autoren-, Quellen- und Literaturangaben, an dem sich elf Autoren beteiligt haben, bringt in der Übersicht eine Fülle von Tatsachen, die das medizinische Denken von Hippokrates bis zur scholastischen Medizin charakterisieren. Die an sich bekannte Ideengeschichte wird auf den gegenwärtigen wissenstheoretischen und mentalgeschichtli-

chen Stand des Wissens gebracht und vermittelt so eine grosse Anzahl von Anregungen. Die einzelnen Epochen werden facettenreich beleuchtet. Dafür ist das Kapitel über die alexandrinische Medizin eine Illustration, weil hier dieser Periode der ihr zukommende Stellenwert eingeräumt wird. Aufschlussreich sind die Kapitel über die mittelalterliche Medizin und das vom Herausgeber behandelte ontologische Krankheitskonzept. In die sog. «dunkle» Zeit der Medizin in der Scholastik wird das auch ihr sonst eher versagte Licht gebracht.

Das sich auch als Handbuch vorzüglich eignende Werk erschien 1993 auf italienisch; die Übersetzungen lesen sich leicht.

Antoinette Stettler, Bern

Haynal, André: **La psychanalyse: 100 ans déjà ...** Contributions à l'histoire intellectuelle du XXe siècle. En collaboration avec Maud Struchen. Genève, Georg, 1996. 403 p. Ill. SFr. 56.–. ISBN 2-8257-0534-9.

Man könnte meinen, die Geschichte der Freudschen Psychoanalyse sei nachgerade genügend erforscht und erhellt. Dass dies nicht zutrifft, zeigt der vorliegende Band. Wie der Herausgeber A. Haynal, Professor der Psychiatrie in Genf, betont, sind erst in den letzten Jahren wichtige Dokumente und Korrespondenzen zur Publikation freigegeben worden, während andere zu seinem Bedauern immer noch unzugänglich bleiben. Eine Reihe von kompetenten Autoren hat zu diesem Sammelband beigetragen, unter anderem auch J. Starobinski.

Wir finden im ersten Teil wichtige Hinweise zur philosophischen Bildung von S. Freud, zu seiner Tätigkeit – wenig bekannt – als Kinderarzt, sowie eine interessante Auflistung seiner Analysanden und diejenigen seiner Schüler, welche später selbst analytisch tätig wurden.

In einem zweiten Teil des Buches wird das Hauptgewicht auf einen der bekanntesten Schüler von Freud, Sandor Ferenczi, gelegt. Nicht weniger als sechs Autoren nähern sich von verschiedenen Seiten seinem Werk und behandeln Themen wie z.B. die besondere Bedeutung des «Traumas» für Ferenczi. Dass es indessen nicht einfach um eine nachträgliche Kanonisierung der Pioniere gehen kann, zeigt das Kapitel von P. L. Rudnytzky, die als Analytikerin mit der Freudschen Auffassung der Feminität und der weiblichen Sexualität streng ins Gericht geht und den Meister unbarmherzig zerzaust. Wer sich für die Geschichte der Psychoanalyse interessiert, wird reichen Gewinn aus der Lektüre ziehen.

Christian Müller, Bern

Hentschel, Klaus and Ann M. (eds.): **Physics and National Socialism.** An anthology of primary sources. Basel etc., Birkhäuser, 1996. CI, 406, CIV p. Ill. (Science Networks, Historical Studies, vol. 18). DM 178.–; SFr. 148.–. ISBN 3-7643-5312-0.

Der in der Wissenschaftsgeschichte sehr aktive Birkhäuser-Verlag legt eine Quellensammlung über «Physik und Nationalsozialismus» in englischer Sprache vor, die für ein internationales Publikum wertvoll sein wird. Die Dokumente sind gut ausgewählt und übersetzt (die technischen Teile weniger gut). Manchmal vermisst man wichtige

Erläuterungen, z.B. beim Dokument 113, das sich wohl hauptsächlich auf Wernher von Braun bezieht. Die Einleitung des Herausgebers gibt eine gute Darstellung der politischen Geschichte von den 30er Jahren bis in die Nachkriegszeit; in der Wissenschaftsgeschichte ist sie leider enttäuschend. Schon auf der ersten Seite merkt man, dass der Autor wenig Sachkenntnis besitzt, wenn Heisenberg als «nuclear physicist» bezeichnet und Lenard als «leading physicist» neben Einstein und Heisenberg gestellt wird. Einen Konflikt zwischen Experimental- und Theoretischer Physik gab es nur in den Köpfen der Herren Lenard und Starck. Das zeigt klar die Petition von Heisenberg und Geiger von 1936 (Doc. 49), wo die besten Experimentalphysiker mitunterzeichnet haben. In der hypothetischen Frage, ob die deutschen Physiker fähig und willens gewesen wären, die Bombe zu bauen, wenn sie von den Nazis unter Druck gesetzt worden wären (S. 87), hätte man sich mehr Zurückhaltung und Sachkenntnis gewünscht. Selbst wenn Heisenbergs Reaktor zum Laufen gekommen wäre und Plutonium produziert hätte, wären die Schwierigkeiten beim Bau einer Bombe noch immens gewesen (viel grösser als bei der Uranbombe). Auch subjektiv war Heisenberg überzeugt, dass es selbst bei besten Ressourcen unmöglich sei, die Bombe zu bauen (wie man aus den abgehörten Gesprächen in Farm Hall weiss). Bei dieser Sachlage kann man die hypothetische Frage nur willkürlich beantworten.

Einige Fehler: Walther (ohne h) Heitler, Ernst (statt Ernest) Carl Gerlach Stueckelberg, letzterer starb 1984.

Günter Scharf, Zürich

Ineichen, Robert: **Würfel und Wahrscheinlichkeit. Stochastisches Denken in der Antike.** Heidelberg etc., Spektrum Akadem. Verlag, cop. 1996. IX, 174 S. Ill. DM 48.–; SFr. 46.–. ISBN 3-8274-0071-6.

Der Verfasser hat seit 1966 zahlreiche Beiträge zur Geschichte der Stochastik veröffentlicht. Seine umfassenden Kenntnisse dieses Gebietes legt er uns nun in einem ansprechenden Buch vor. Er geht von der Feststellung aus, dass uns in zahlreichen Zeugnissen aus der Antike ein Denken begegnet, «das Züge aufweist, die sich auch in unserem heutigen stochastischen Denken wiederfinden». Es ist das Ziel seiner Darstellung, solche Zeugnisse zusammenzustellen und vorsichtig zu kommentieren. – Im alten Indien hat man bereits mit einer bestimmten Art von Nüssen und mit Stäbchen im Spiel und beim Orakeln «gewürfelt» und damit auch gewisse mathematische Überlegungen verbunden. Griechen und Römer haben dazu Astragale (Knöchelchen aus der Hinterfusswurzel von Schafen oder Ziegen) und eigentliche Würfel benützt. Ein ausführliches Kapitel ist den Begriffen «Zufall» und «Wahrscheinlichkeit» bei den Griechen und Römern gewidmet. Weiter finden sich auch in der frühen jüdischen Literatur Spuren stochastischen Denkens. Auf eine Graduierung von Wahrscheinlichkeiten – allerdings ohne Zahlenwerte – stösst man ebenfalls bereits in der Antike, und Stoiker sind mit ihren «gleichmöglichen Fällen» bis an die «Schwelle der Wahrscheinlichkeitslehre» gelangt. Schliesslich lassen sich in der Antike auch Aussagen aufweisen, die ins weitere Umfeld des Gesetzes der grossen Zahlen gehören, was natürlich an die 2000 Jahre später erscheinende bahnbrechende Arbeit «Ars conjectandi» von Jakob Bernoulli erinnert. – Der Verfasser fasst zusammen: «Natürlich war es nicht unser Ziel, mit den Zeugnissen aus der Antike [...] die Vorgeschichte der

Wahrscheinlichkeitsrechnung in die Antike zurückzuverlegen. [...] Wir haben bloss in den Überlieferungen aus dem alten Indien, in der Literatur der Griechen und Römer und in der frühen jüdischen Literatur nach Aussagen gesucht, in denen [...] Begriffe und Überlegungen auftreten, die vernünftigerweise in das Umfeld entsprechender Begriffe und Überlegungen der heutigen Stochastik eingeordnet werden können.» – 19 Abbildungen und ausführliche Verzeichnisse bereichern das Werk.

Johann Jakob Burckhardt, Zürich

Kreuter, Alma: **Deutschsprachige Neurologen und Psychiater.** Ein biographisch-bibliographisches Lexikon von den Vorläufern bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. **Band 1: Abelsdorff–Gutzmann.** München etc., Saur, 1996. Gesamtwerk: 3 Bde. DM 978.–. ISBN 3-598-11196-7.

Die Geschichte von Neurologie und Psychiatrie, noch allgemeiner die Geschichte der «Neurowissenschaften», hat in den letzten Jahren eine unübersehbare Präsenz innerhalb der Medizingeschichte eingenommen. Interessant ist dabei, dass die historischen Auseinandersetzungen mit diesen relativ spät entstandenen Spezialdisziplinen in bedeutendem Mass auch in der populärwissenschaftlichen Literatur stattfinden, ebenso jedoch von den heutigen Hirnforschern, Neurologen, Psychiatern, aber auch Neurobiologen und Neuropsychologen getragen werden. Das Nachdenken über geschichtliche Entwicklungen der Neurowissenschaften hat wohl noch tiefere Gründe als George Bushs Proklamation der neunziger Jahre unseres Jahrhunderts als «Decade of the brain» oder die Erinnerung an die vierhundertste Wiederkehr von Descartes' Geburtstag im Jahr 1996. Hier spielen sicherlich noch andere Motive hinein: eine durch Molekularbiologie und Neuroimmunologie, durch Begriffe wie «biologische Psychiatrie» hervorgerufene tiefe Verunsicherung über die grundsätzliche Definition dieser gegen Ende des letzten Jahrhunderts erst mühsam getrennten einzelnen Fächer; die damit einhergehenden Forderungen nach erneuter Zusammenführung von Neurologie und Psychiatrie zumindest in der klinischen und praktischen Arbeit, dann aber auch ein nicht nur durch diese neuen Erkenntnisse auf ein neues in Frage gestelltes Menschenbild. Die wieder moderne Forderung nach ganzheitlichen medizinischen Konzepten, nach leibseelischer Identitätssuche betrifft für die Medizin natürlich ganz besonders und in vorderster Linie die Psychiatrie und Neurologie, wo das Leib-Seele-Problem vielleicht sinnvollerweise ganz ausgeklammert worden war, man jetzt aber an einer kritischen Betrachtung kaum mehr vorbeikommt. Hier nun lässt sich die Brücke schlagen zur Situation vor 100 Jahren: auch damals waren die Neurowissenschaften gezeichnet von den Verunsicherungen einer gesellschaftlichen Umbruchszeit und prägten diese umgekehrt durch die Erkenntnis, dass auch menschliches Dasein und Denken unter Umständen unmittelbar von der Tätigkeit der Grosshirnrinde abhängig sein könnte. Auch damals gab es eine Flut von Veröffentlichungen mit einem ebenso wie heute breiten Spektrum von wissenschaftlicher Abhandlung zu populär-philosophischer Attitüde. Besonders traf das für den deutschsprachigen Raum zu, wo die «deutsche Besonderheit» einer engen Verbundenheit von Neurologie und Psychiatrie, einer eigentlichen Neuropsychiatrie für lange Zeit Ausgangspunkt und Referenz jeglicher Forschung auf diesem Gebiet war und darüber hinaus bis heute vor allem die amerikanische Psychiatrie nachhaltig beeinflusst hat.

Ein biographisch-bibliographisches Nachschlagewerk, dass sich bemüht, die Vielfalt psychiatrischen und neurologischen Denkens im deutschsprachigen Raum mit lebensgeschichtlichen Daten übersichtsweise zu erhellen kann also nur hocherwünscht sein. Dies zumal es ansatzweise ähnliche Versuche zuletzt vor vielen Jahren gegeben hat, als Kurt Kolle seinen Klassiker «Grosse Nervenärzte» herausgab, auf den sich die Autorin des zu besprechenden Werks, langjährige (1952–1966) Chefsekretärin und Begleiterin der redaktionellen Arbeiten Kolles in München, sich dann auch ausdrücklich bezieht. Anders als Kolle wollte sie jedoch eine unkommentierte, Fakten und Literatur zusammenstellende, Übersicht gestalten, die besonders auch die «kleinen Nervenärzte» berücksichtigt. Letztere stehen dann nun in alphabetischer Folge neben den ebenfalls aufgeführten grossen Namen wie Bleuler und Freud, Griesinger und Forel (wir haben nur den ersten Band als Rezensionsexemplar erhalten). Dies ergibt sich naturgemäss aus der angestrebten Form des Werks, in der Ausführung könnte es dann aber doch an mancher Stelle zu Verwirrungen führen. Denn zwar machte es sich die Autorin zur Verpflichtung, «hagiographische oder abwertende» Kommentare zu vermeiden, führt statt dessen aber in nicht immer ganz einsichtiger Systematik Zitate aus der Sekundärliteratur an, die in sich dann doch wertend sind oder durch die Tatsache, dass sie bei manchen wichtigen Namen (Bernhard von Gudden) ganz fehlen, eine Wertung der Bedeutung einzelner Wissenschaftler zumindest implizieren.

Ausdrücklich zu loben ist hingegen die bewusst breit und klug gefasste Auswahl der dargestellten Arzt- und Forscherpersönlichkeiten, die uns immer wieder eigentlich als Internisten oder Chirurgen bekannt gewordene Mediziner als Autoren neuroanatomischer oder psychiatrischer Werke vorführt. Hier spiegelt sich die Entstehung von Neurologie und Psychiatrie aus den klassischen medizinischen Disziplinen, aber eben auch das im 18. und 19. Jahrhundert selbstverständliche Interesse der Ärzte an diesem Themenkreis. Des Chirurgen Theodor Billroths Ausspruch, «ein pathologischer Anatom» sei «noch lange kein Arzt und ein Hirnanatom noch länger kein Irrenarzt», erscheint vor diesem Hintergrund ganz selbstverständlich.

Als Quelle für zum Teil wirklich unbekannte Namen, Vertreter kleinerer Universitäten oder Heilanstalten, für sorgfältig recherchierte Literaturlisten ist dieses Werk sicherlich eine grosse Bereicherung. Kleinere Ungenauigkeiten («Strohmayer» statt «Stromeyer», uneinheitliche Nennung des Adelsprädikats, fehlende Vornamen wie zum Beispiel bei Bernhardi) könnten in einer Neuauflage sicherlich noch behoben werden. Bei Alma Kreuters Bibliographie handelt es sich trotz der erwähnten kleineren Mängel um ein sehr nützliches, mit grossem Engagement geschaffenes Werk, das es in dieser Form für den deutschsprachigen Raum bisher noch nicht gab. Nicht erwarten darf man eine schon an dieser Bibliographie abzusehende Übersicht über Entwicklungen und Querverbindungen innerhalb der Neurologie- und Psychiatriegeschichte. Dafür werden geschlossenere Arbeiten mit ideengeschichtlicher Orientierung benötigt, die noch zu schreiben wären – eine wichtige und anschaffenswerte Vorarbeit dazu liegt vor.

Caroline Jagella, Zürich

Marland, Hilary, and Pelling, Margaret (eds.): **The task of healing.** Medicine, religion and gender in England and the Netherlands, 1450–1800. Rotterdam, Erasmus, 1996. 317 p. Ill. (Pantaleon Reeks, 24). Hfl. 84.50. ISBN 90-5235-096-5.

Since Edwin Clarke's book: "Modern Methods in the History of Medicine" (1971), presenting new ways of approaching the traditional subjects, a stream of contributions, dealing with the foreshores of medicine has been published. Medicine became more closely connected with religion, social and economical factors, to mention a few. The authors of these contributions come from various backgrounds: sociologists, anthropologists, medievists and modern historians. The small group of medical-historians, trained as physicians updated in the pattern of historical research, is on the retreat and has been extended by scholars of a wide variety of disciplines.

This collection of essays is based in part on papers read at a conference on "Medical Practice and Medical Practitioners in Early Modern England and the Netherlands". It is a good exemple of these changes, demonstrated by the rich variety of subjects, which were discussed. For instance Andrew Wear's "Religious beliefs and medicine in early modern England" and M. J. van Lieburg's contribution on the same subject in the Netherlands. Margaret Pelling's "Compromised by gender: the role of the male medical practitioner in early modern England", and Frank Huisman's "Civic roles and academic definitions: the changing relationship between surgeons and urban government in Groningen, 1550–1800" are all characteristic for this modern approach. It was not an easy task for Hilary Marland and Margaret Pelling to catch this variety in their Introduction, but in any case the result is an intriguing collection of essays.

Antonie M. Luyendijk-Elshout, Oegstgeest

Murken, Axel Hinrich; Bösing, Bernhard (Hrsg.): **Medicina in nummis.** Die Heilkunde im Spiegel der Medaillen. Herzogenrath, Murken-Altrogge, cop. 1996. 189 S. Ill. (Studien zur Medizin-, Kunst- und Literaturgeschichte, 35). DM 36.–. ISBN 3-921801-83-4.

«Medicina in nummis» – unter diesem Titel erschien 1937 der von E. Holzmair verfasste Katalog der Sammlung Dr. J. Brettauer (1835–1905) mit rund fünfeinhalb tausend Exemplaren. Der vorliegende Ausstellungskatalog schliesst sich an dieses Standardwerk thematisch wie zeitlich an. Bis auf wenige Ausnahmen gehört das Material in das XX. Jahrhundert; selbst das scheinbar Ältere (antike Münzen inklusive) erweist sich als modernes Replikat. Kurzum, eine sinnvolle Fortsetzung des mannigfaltigen Themas, das so ziemlich alle Sparten der Heilkunde von den Heilern über Heilanstalten und Heilpflanzen bis zu den Schutzheiligen berücksichtigt.

Auf die von A. H. Murken verfasste konzentrierte Einführung in die Medaillenkunde im allgemeinen und in die Medicina in nummis im besonderen folgt in 10 thematischen Abschnitten der Katalog von 337 Exemplaren, die teilweise auch abgebildet sind. Begrüsst hätte ich dabei die konsequente Wiedergabe sämtlicher, noch so langen Legenden der Medaillen. Es ist mir nicht klar geworden, nach welchen Prinzipien sie aufgeführt oder weggelassen wurden. Gewiss, das Büchlein wäre dicker geworden; aber auch reicher an Information. Darüber hinaus

hätte man «Betriebspannen» wie z.B. bei Nr. 70, vermeiden können. Hier steht im Katalog: «Huang-ti, um 2600 v. Chr. Chinesischer Arzt. Werke über Anatomie und Innere Medizin. Begründer der Akupunktur.» Auf der Abbildung hingegen kann man HUANG DI EMPEREUR 2698–2598 av. J. C. /ACUPUNCTURE lesen. – Die Qualität der Abbildungen fällt, von der Drucktechnik bedingt, sehr unterschiedlich aus.

Auf den Katalog folgt ein Abschnitt von B. Bösing über den Medailleur P. G. Güttler und seine Medaille auf das 15jährige Bestehen des Institutes für Geschichte der Medizin und des Krankenhauswesens der TH Aachen. Eine vorläufige Liste der Medaillen und Plaketten der TH Aachen, von P. Rong verfasst, schliesst sich daran an. Ein informatives Literaturverzeichnis steht am Ende der Publikation. Ein Register der Künstler fehlt leider.

Sofern die Abbildungen es erlauben, kann man, abgesehen vom Thema, das Material auch vom kunsthistorischen Standpunkt her betrachten, denn es bietet eine gute Übersicht über den Verlauf der Medaillistik des verflossenen Jahrhunderts. Da steht praktisch gleichzeitig qualitativ Banales und Hochwertiges, kompositionell Konventionelles und Modernes nebeneinander. Kurz gesagt, der Katalog erschliesst den Fachleuten neues Material und ist zugleich bestens geeignet, das Interesse der «Nichtzünftigen» an diesem Thema zu wecken. In diesem Sinne verdient die Arbeit in mehrfacher Hinsicht Aufmerksamkeit.

Balázs Kapossy, Bern

Oberkofler, Gerhard; Goller, Peter: **Geschichte der Universität Innsbruck (1669–1945).** Frankfurt/Main etc., Peter Lang, cop. 1996. 371 S. Ill., Portr. (Rechts- und sozialwissenschaftliche Reihe, 14). ISBN 3-631-49447-5; ISSN 0938-7277.

Auf knapp 400 Seiten liegt hier eine Historie besonderer Art vor: eingängig und komplett, wie wohl nur Archivare sie zu schreiben vermögen, denen das riesige Quellenmaterial (dreier Jahrhunderte!) vertraute Materie ist. Das grobchronologisch gegliederte Werk referiert die Geschichte der Institution als solche und diejenige ihrer vier Fakultäten gesondert. Dabei werden gewisse den Autoren wesentliche Aspekte akzentuiert, solche der «sozialen Bildungsdemokratie» zum Beispiel, desgleichen österreichische «Schlüsselereignisse» wie etwa Anfang und Ende der (nationalsozialistisch indoktrinierten) «Alpenuniversität» mit ihren prekären Anpassereien. Der «Randlage» zum Trotz erwies sich die Alma Mater Oenipontana immer wieder als «Reformuniversität, von der wichtige Impulse ausgingen». Selbstverständlich wird ihren Pionieren: etwa dem Historiker Julius Ficker, dem Nationalökonomen Eugen Böhm-Bawerk oder dem Nobelpreisträger für Physik Viktor Franz Hess, gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Innsbrucker Medizinische Fakultät wurde nach 100 Jahren progressiver Entwicklung fast ebensolange zur blossen «Wundärzte- und Veterinärschule» herabgemindert. Nach ihrer Wiedereröffnung etablierte sie sich zusehends auf recht hohem Niveau. Hier tat auch der «Kurzzeitinhaber der Lehrkanzel für Medizinische Chemie», Fritz Pregl (1910–1913), entscheidende Schritte in der Entwicklung seiner «Mikroelementaranalyse». Die «anachronistische Lehrkanzel für Naturgeschichte» der Philosophischen Fakultät machte rasch den Spezialisten Platz, darunter so namhaften wie dem Biologen Karl Heider, dem Mineralogen Bruno Sander oder dem Mathematiker Wilhelm Wirtinger. Mit Heinrich Ficker und Alfred De-

fant erlangte die Innsbrucker Meteorologenschule Weltruf. Bis die gelegentlichen «kameralistischen» Ansätze in einer eigenen Fakultät für Bauingenieurwesen und Architektur mündeten, sollten allerdings drei Jahrhunderte verstreichen!

Ein kleiner Bildanhang, 9 Seiten guter Bibliographie sowie ein fachlich unterteiltes Namenregister beschliessen das empfehlenswerte Buch.

Beat Glaus, Zürich

Schottische Aufklärung: «A Hotbed of Genius». Hrsg. von Daniel Brühlmeier, Helmut Holzhey und Vilem Mudroch. Berlin, Akademie-Verl., cop. 1996. 156 S. Ill. (Aufklärung und Europa; Beiträge zum 18. Jahrhundert). DM 84.–. ISBN 3-05-002686-3.

Die Schottische Aufklärung ist seit einigen Jahren ein Schwerpunkt der englischsprachigen historischen Forschung. Der vorliegende Sammelband möchte mit seinen acht Einzelbeiträgen auch den deutschen Leser auf diese bedeutende Epoche schottischer Geschichte aufmerksam machen. Er richtet sich demnach an ein breiteres Publikum und erhebt nicht den Anspruch, durchgehend neue Forschungsresultate zu liefern.

Nicholas Phillipson, ein hervorragender Kenner des Themas, geht in seinem einführenden Beitrag auf die «literati» als Träger der Schottischen Aufklärung ein. Diese entstammten den «middling ranks» der Gesellschaft, waren in das öffentliche Leben integriert und fühlten sich auch verantwortlich für die politische Kultur und Entwicklung des Landes. In diesem ihrem Selbstverständnis versuchten sie sich von den Intellektuellen-Zirkeln in London abzugrenzen.

Der wichtigste wissenschaftsgeschichtliche Beitrag stammt von Johanna Geyer-Kordesch. Sie beschreibt die wesentlichen Neuerungen in der medizinischen Ausbildung: die Ablösung der Royal Colleges durch die Universitäten, die Hinwendung zu den Naturwissenschaften (insbesondere der Chemie) und der klinische Unterricht am Krankenbett. Hier wäre auf die überragende Bedeutung hinzuweisen, die dem Naturwissenschaftler und Kliniker Hermann Boerhaave für diese Entwicklung in Edinburgh zukommt. Sämtliche Professoren der neugegründeten med. Fakultät (1726) wie auch der Royal Infirmary (Eröffnung 1741) hatten bei Boerhaave studiert und orientierten sich in ihrem Unterricht weitgehend an dessen Lehrbüchern (vgl. G. A. Lindeboom, Herman Boerhaave. The Man and his Work, London 1968, S. 368–373).

Weitere Themen sind die Entstehung der Sozialwissenschaften (Daniel Brühlmeier), der Konflikt zwischen Unbeständigkeit des Geschmacks und Stabilität der menschlichen Natur (Rudolf Lüthe) und Ossian in der Malerei (Adolf Max Vogt). Fania Oz-Salzberger und Norbert Waszek schildern Aspekte der noch wenig erforschten Rezeption der Schottischen Aufklärung in Frankreich und Deutschland.

Der Untertitel «A Hotbed of Genius» und der Beitrag von Rudolf Trümpy über James Hutton als Begründer der modernen Geologie zeigen, dass die Schottische Aufklärung auch heute noch weitgehend als Leistung einiger hervorragender Köpfe gilt. Als Ergänzung zum vorliegenden Sammelband sei folgendes Buch empfohlen, das dieser Tendenz entgegenwirkt und sich vertieft mit den Ursprüngen und Bedingungen des intellektuellen Klimas im Schottland des 18. Jahrhunderts auseinandesetzt: Allan, David: Virtue, Learning and The Scottish Enlightenment. Ideas of Scholarship in Early Modern History, Edinburgh 1993.

Hubert Steinke, Bern